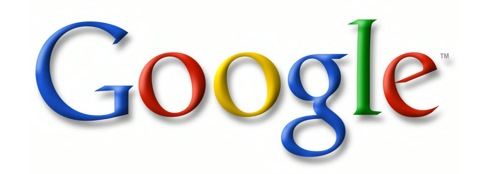


Badische Biographien

V. Teil • 1891—1901

Im Auftrag der Badischen Historischen Kommission
herausgegeben von
Fr. von Weech und A. Krieger

Inhalt

2. Heft



Heidelberg 1904
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg

kirchlichen Dingen durchaus ferngestanden und auf diesem Gebiet keinerlei Erfahrung hatte, eine kleine Broschüre „Vorstellung von einer Anzahl protestantischer Einwohner der Stadt Heidelberg gegen die Einführung des neuen Kirchenbuchs", welche den ersten Sturm gegen die neue Agende veranlassen sollte, indem sie vom Großherzog die Suspension derselben bis zur nächsten Generalsynode für die ganze Landeskirche verlangte. Diese Vorstellung wurde dann als Flugschrift im ganzen Lande verbreitet, und während die kirchlichen Kreise zahlreiche Dankadressen nach Karlsruhe sandten mit der Bitte am Buche festhalten zu wollen, veranstaltete man andrerseits Massenversammlungen und beschloß auf Grund der Heidelberger Vorstellung, neben Verbreitung der unglaublichsten Gerüchte („man wolle die evangelischen Gemeinden katholisch machen, der Prälat sei dazu vom Erzbischof in Freiburg um Geld erkauft u. s. w."), Kundgebungen gegen dasselbe. Daneben diente die Presse, besonders das „Frankfurter Journal" mit seinen aus Baden stammenden Korrespondenzen der Agitation mit noch weitergehenden Bekenntnissen, wie „der Sturm gelte nicht blos dem Kirchenbuch, sondern auch dem Katechismus und vor allem den Personen, die diese Bücher geschaffen und die der Großherzog nicht länger gewähren lassen könne". In dieser Weise dauerte die Agitation gegen eine kirchenverfassungsmäßig zustande gekommene und landesherrlich bestätigte Ordnung einige Wochen ungehindert fort. Noch ehe dieselbe im vollen Gange war, hatte Beyschlag im Auftrag seiner positiv-kirchlichen Freunde eine Gegenschrift gegen die Heidelberger Vorstellung verfaßt, in welcher er sich als seinem Gegner sachlich weit überlegen zeigte, historische Unrichtigkeiten in dessen Schrift nachwies und die Widerlegung der wenigen, dazu nicht einmal besonders ins Gewicht fallenden Angriffspunkte der Vorstellung in so schlagender Weise durchführte, daß sie für alle kirchlichen Kreise, selbst die höchsten, von überzeugender Wirkung war, umsomehr als Häussers Entgegnung darauf, statt in einer sachlichen Rechtfertigung, nur in groben Verunglimpfungen des Verfassers sich bewegte. Infolge von weiteren Kundgebungen von beiden Seiten wurde so das Kirchenbuch gleichsam zum Gegenstand einer allgemeinen Volksabstimmung und das Ergebnis derselben war überraschend genug, denn nahezu zwei Drittel der evangelischen Gemeinden hatten sich die einfache Form der neuen Gottesdienstordnung angeeignet, nachdem der Großherzog erklärt hatte, „daß er sich nicht für berechtigt halte, an einer kirchenverfassungsmäßig zustande gekommenen Ordnung etwas zu ändern, daß aber mit der größten

Schonung der Gewissen und Gefühle vorgegangen werden sollte". Sofort war der Widerspruch gegen das neue Kirchenbuch verstummt, es wurde überall eingeführt, ohne daß irgendwelche Unzufriedenheit oder Beschwerde darüber sich mehr gezeigt hätte, zum deutlichen Beweise dafür, daß die ganze Bewegung mehr künstlich gemacht, als aus der Mitte des evangelischen Volkes hervorgegangen war. Kaum war der Agendenstreit in dieser Weise beendigt, so entstand schon wieder eine neue Verwicklung in der landeskirchlichen Situation, welche auch die evangelische Kirche berührte; die Verhandlungen über das von der Regierung mit der römischen Kurie abgeschlossene Konkordat und die Ablehnung derselben von der zweiten Kammer gaben die Veranlassung dazu. Denn der von dem Agendenstreit her in Heidelberg bestehende Oppositionsausschuß bemächtigte sich alsbald auch der Konkordatsangelegenheit, um die kirchenpolitische Aufregung im Lande auch auf die evangelischen Kreise hinüberzuleiten und mit Hülfe der katholischen Streitfrage zugleich sein letztes Ziel zu erreichen, den Sturz des evangelischen Kirchenregiments, auf den es schon im Agendenstreit mit abgesehen war. Größere Versammlungen wurden im Jahre 1859 von beiden Seiten abgehalten, von der liberalen Opposition in Durlach, auf welcher unter anderem beschlossen wurde, ein evangelisch-protestantisches Wochenblatt unter dem Namen „Süddeutsches protestantisches Wochenblatt" in Heidelberg herauszugeben, in welchem alsbald das in Umlauf gesetzte Gerücht, daß die Mitglieder der positiven Partei, selbst im Oberkirchenrat, Freunde des Konkordats seien, lebhaft unterstützt wurde. Diesen wahrheitswidrigen Vorwurf konnten die letzteren nicht stillschweigend hinnehmen, und weil sie bisher kein eigenes landeskirchliches Organ zur Verbreitung und Verteidigung ihrer Sache hatten, so gründete Beyschlag unter Mitwirkung einiger Freunde ein solches in dem „Evangelischen Kirchen- und Volksblatt", welches bis heute besteht und dessen Tendenz Beyschlag in einem von 23 Geistlichen unterzeichneten Programm in folgenden Hauptsätzen präzisierte: „Es sei in dem Blatte jede mit der evangelischen Wahrheit vereinbare Verständigung zwischen Glauben und Bildung, Kirche und öffentlicher Meinung, Geistlichen und Gemeinden aus allen Kräften anzustreben; es sei das uralte und ewig junge Evangelium als der allein feste Grund nicht nur unsrer Anbetung, Heiligung und Hoffnung, sondern auch aller Zucht und Sitte im Volke, alles Heils in Staat und Kirche, alles wahren Fortschritts in Bildung und Wissenschaft festzuhalten; die evangelische Kirche soll nicht blos als Anhängsel

des Staates für sichere Polizeizwecke betrachtet werden, sondern als Brunnenkammer des ewigen, in Christo entsprungenen Lebensquells, von dem der Strom lebendigen Wassers in alle Lebensgebiete befruchtend ausgehen soll; die Union als die Vereinigung der lutherischen und reformierten Kirche soll nicht als ein Infragestellen des evangelischen Bekenntnisses, sondern als ein Rechtstitel aufgefaßt werden, die eigentümlichen Vorzüge der Sonderbekenntnisse in gegenseitiger Durchdringung für uns in Anspruch zu nehmen". Das Programm forderte weiter noch „größere Freiheit der Kirche von der Bevormundung des Staates mit Hülfe einer presbyterial-synodalen Organisation, wobei allerdings vorausgesetzt werde, daß die Kirche ihre Ordnungen aus ihrer eigenen Natur und nicht aus politischen Theorien entnehme". Von beiden Seiten wurden weitere größere Versammlungen (Durlach — Bruchsal) abgehalten, und auf denselben Entwürfe einer neuen Kirchenverfassung vorgetragen und einander gegenübergestellt, und so dauerte der Streit beider Richtungen fort, bis auf der Generalsynode von 1861 ein von der Kirchenbehörde eingebrachter Entwurf, großenteils nach fremdem Muster mit dem sog. Gemeindeprinzip, im Grunde eine Nachbildung des politischen Konstitutionalismus, angenommen worden war. Noch ehe dieser Streit zum Abschluß gekommen war, erhielt Beyschlag einen ehrenvollen Ruf als Professor der praktischen Theologie an die Universität Halle, welchem er um so lieber folgte, als die letzte Zeit seiner Karlsruher Stellung ihm allerlei Schweres gebracht hatte. Unter vielen Zeichen besonderer Verehrung und Anhänglichkeit seiner Gemeinde nahm er seinen Abschied von Karlsruhe, und der Großherzog selbst drückte ihm sein Bedauern darüber aus, daß er ihm seine Berufung in einer Form angezeigt habe, die jeden Versuch, ihn länger auf seiner Stelle zu halten, ausschließe. In Halle trat er in die angenehmsten Verhältnisse ein; die Theologie hatte damals dort die Vorherrschaft an der Universität und er schätzte sich glücklich, mit Kollegen wie Tholuck und Julius Müller in persönliche Freundschaft treten und in einem Geiste mit ihnen wirken zu können. Den ersteren durfte er zuerst als Universitätsprediger vertreten, bis er bald darauf definitiv sein Nachfolger darin wurde. Um dieselbe Zeit wurde er von der theologischen Fakultät Königsberg zum Doktor der Theologie honoris causa ernannt. In Halle entwickelte Beyschlag neben seiner akademischen Wirksamkeit alsbald eine reiche schriftstellerische Tätigkeit, die er mit unermüdlichem Fleiße bis an das Ende seines Lebens fortsetzte und nach

der erst seine ganze Bedeutung als geistvoller evangelischer Theologe hinlänglich gewürdigt werden kann. Zuerst sind es eine Reihe kleinerer „populär-theologischer" Schriften, welche nach und nach von ihm erschienen und welche meist aus öffentlichen, bei verschiedenen Veranlassungen vor einem gemischten Publikum gehaltenen Vorträgen entstanden sind, so eine Schrift über „Die Bedeutuug des biblischen Wunders" von 1862 und im gleichen Jahre eine solche über „Fräulein Susanna von Klettenberg und Goethes Bekenntnisse einer schönen Seele" (in der Sammlung von Vorträgen vor einem gemischten Publikum, Elberfeld, Verlag von Friedrichs (1862); sodann eine Schrift vom Jahre 1864 über das Thema: „Welchen Gewinn hat die evangelische Kirche aus den neuesten Verhandlungen über das Leben Jesu mit Bezug auf die kurz vorher erschienenen Darstellungen des Lebens Jesu von Renan, Strauß und Schenkel zu ziehen?" Beyschlag hatte nämlich in diesem Jahre einen Vortrag darüber auf dem deutsch-evangelischen Kirchentag zu Altenburg zu halten, in welchem er die christologische Frage, d. h. die Art und Weise der Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen in der Person Christi, in eigentümlicher Weise und in mehrfachem Gegensatz mit den herkömmlichen kirchlichen Lehrbestimmungen behandelte und dabei eine Auffassung entwickelte, über welcher er bald darauf von links und von rechts die heftigsten Angriffe zu erfahren hatte und von der einen Seite als teilweise noch in orthodoxen Vorstellungen Befangener und von der andern als ein Ungläubiger in den Bann getan worden war, das eine wie das andere mit gleichem Unrecht; denn er hatte in seiner Ausführung weder einer rationalistisch-negativen Anschauung das Wort geredet noch seine positive Grundanschauung von der Person Christi verleugnet. Auf all diese Angriffe glaubte Beyschlag vorerst keine polemische Erwiderung, sondern statt einer solchen in einer größeren theologischen Schrift eine ausführliche Auseinandersetzung und Begründung seiner christologischen Auffassung geben zu sollen, und dies geschah in seinem Werke „Die Christologie des Neuen Testaments" vom Jahre 1865. Weitere, ebenfalls aus öffentlichen Vorträgen entstandene Schriften sind in besonderer Sammlung unter dem Titel: „Zur deutsch-christlichen Bildung" im Jahre 1880 in Halle herausgegeben worden; es sind dies folgende: Das Leben Jesu von Renan (1864), Die Auferstehung Jesu und ihre neueste Bestreitung durch Strauß (1865), Schleiermacher als politischer Charakter (eine akademische Rektoratsrede von 1866), Ein antiker Spiegel für den neuen Glauben von Strauß (1873), Griechentum und

Christentum in ihrer Wechselwirkung (1875), Die Offenbarung Johannes (1876), Die evangelische Union (Festrede zu deren 50jährigem Jubiläum (1876), Das Jugendleben Jesu (1877), Die Selbständigkeit der Kirche (1877), Die Sündlosigkeit und menschliche Entwicklung Jesu (1878), Die soziale Frage im Lichte des evangelischen Christentums (1878), Die Familie Jesu (1879), David Friedrich Strauß (1879), Ein politisches Wort aus dem Munde Jesu (1870), Lessings Nathan der Weise und das positive Christentum (1863), Goethes Faust in seinem Verhältnis zum Christentum (1877). Außerdem sind noch als kleinere, rein theologische Schriften von Bedeutung zu nennen eine Darstellung der Paulinischen Theodicee nach Röm. Kap. 9—11, eine Darstellung der christlichen Gemeindeverfassung im Zeitalter des Neuen Testaments, eine Arbeit, die ihm einen Preis in Geld und eine silberne Denkmünze von der Taylorschen theologischen Gesellschaft in Holland eingetragen, eine besondere Schrift zur Verständigung über den christlichen Versöhnungsglauben (1888), die Erklärung des Jakobusbriefes in der neuesten Auflage des Meyerschen Kommentars über das Neue Testament. Eine besondere Meisterschaft besaß Beyschlag auch in der biographischen Darstellung; dahin gehören die Schriften: „Aus dem Leben eines Frühvollendeten", eine Lebensbeschreibung seines jüngeren Bruders Franz Beyschlag voll zartesten Familiensinnes und reinster Geschwisterliebe (bereits in 7 Auflagen erschienen), sodann „Karl Immanuel Nitzsch, eine Lichtgestalt der neueren deutsch-evangelischen Kirchengeschichte", „Erinnerungen an seinen Freund und Kollegen Albrecht Wolters in Halle", sowie eine Lebensskizze von Ullmann, eine solche von Melanchthon und von seinem ehemaligen Lehrer Bleek in Bonn in der „Neuen evangelischen Kirchenzeitung", und als ausführlichstes Werk der Art seine Selbstbiographie „Erinnerungen und Erfahrungen aus meinem Leben" (in 2 Bänden 1896—1898), zugleich die Hauptquelle seines Lebens und Wirkens. Seine beiden theologischen Hauptwerke sind „Das Leben Jesu" (in 2 Bänden von 1885—1886, in 3. Auflage), die „Neutestamentliche Theologie" (in 2 Bänden 1896) und seine letzte praktische theologische Schrift aus dem Jahre 1900: „Christenlehre auf Grund des kleinen lutherischen Katechismus, ein Handbuch für praktische Geistliche und Lehrer". Außerdem lieferte er wertvolle Beiträge für verschiedene kirchliche und theologische Zeitschriften, wie für die „Deutsche Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben", mehrere Berichte über die badischen Kirchenstreitigkeiten in der „Neuen evangelischen Kirchenzeitung", ferner in die „Dovische

Zeitschrift für protestantisches Kirchenrecht", und vor allem theologische Abhandlungen in den „Studien und Kritiken" von Ullmann. Eine Probe seiner dichterischen Begabung hat er uns in seiner Sammlung von lyrischen Gedichten aus verschiedenen Zeiten hinterlassen unter dem Titel: „Blütenstrauß am Lebenswege", und in seiner Dichtung: „Gotofred", einem feinsinnigen Märchen für das deutsche Haus, lauter Dichtungen, welche neben der Formgewandtheit den frommen Idealismus des Verfassers atmen. Aus seiner praktischen Wirksamkeit endlich stammen seine fünf Predigtsammlungen: Evangelische Predigten aus siebenjähriger Amtsführung in der rheinpreußischen Kirche, in 4 Auflagen; Evangelische Predigten aus der Schloßkirche zu Karlsruhe, 4 Auflagen; Akademische Predigten, 2 Auflagen; Erkenntnispfade in Christo, eine Auswahl akademischer Predigten, erste Sammlung, und ebenso zweite Sammlung als Nachlese akademischer Predigten, alles klassische Predigten, die als geistvolle und echt biblische Zeugnisse von Christo die weitesten Kreise anzogen. Eine große, mühevolle Arbeit neben seinem akademischen Berufe war die Herausgabe der „Deutsch-evangelischen Blätter", einer Monatsschrift als Organ für die Bestrebungen der Mittelpartei, die er mit seinem Freunde Wolters in der Zeit der preußischen Generalsynoden (1875—79) gegründet, die nach und nach über ganz Deutschland und außerdeutsche Länder große Verbreitung gefunden hat und an der die Hauptarbeit immer ihm selbst bis in die letzten Tage seines Lebens zugefallen war; die Herausgabe erfolgte mit der Devise: „Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit und in Allem die Liebe". Die Blätter stellen sich „auf den Grund der Apostel und Reformatoren, auf den Grund des in seinem Wesen unwandelbaren, aber unendlich entwicklungsfähigen biblischen Evangeliums; sie schließen jede Bestreitung des evangelischen Bekenntnisses von sich aus, laden aber jedermann, der Gabe und Liebe hat auf jenem Grunde zu bauen und das Leben unsres Volkes auf demselben wieder begründen zu helfen, zur Mitarbeit ein, ohne nach seiner persönlichen Bekenntnisformel zu fragen; sie wollen aus dem Gesamtgebiet der Theologie mitteilen, was zur allgemeinen christlichen Bildung gehört und den Glauben im Kampfe mit dem Unglauben zu stärken geeignet ist, aus den historischen Studien der Gegenwart herausheben, was die zentrale Bedeutung des Christentums für das gesamte Kulturleben, oder was die Schädigungen, welche Ultramontanismus und Jesuitismus in Deutschland angerichet, ins Licht stellen, die großen kirchenrechtlichen und kirchenpolitischen Fragen der

Gegenwart erörtern, ethische Studien zur sozialen Frage bringen und über die Gebiete der Mission und der Diaspora berichten". Mit dem Protestantenverein, wie er in den Jahren 1863—64 von einigen Führern des liberalen Protestantismus ins Leben gerufen worden war, konnte sich Beyschlag nie befreunden. So sympathisch ihm auch das Programm desselben war: Versöhnung des Christentums mit dem Kulturleben, so wenig konnte er die Art und Weise billigen, auf welche diese Aufgabe gelöst werden sollte, denn wenn das Streben nach dieser Versöhnung einseitig nur auf eine Unterwerfung des christlichen Bekenntnisses unter das Forum des Zeitgeistes, bei der dem positiven Christentum wenig oder nichts übrig bleibe, hinauslaufen sollte, so sah er darin den Untergang der evangelischen Kirche. Dagegen begrüßte er mit um so lebhafterer Freude die altkatholische Bewegung anfangs der 70er Jahre; er war sogar im Jahre 1882 mit einer besonderer Denk- und Schutzschrift für dieselbe eingetreten, weil er darin den Anfang einer religiösen Reform und inneren Umwandlung des deutschen Katholizismus gegenüber dem Vatikanismus erkennen zu können glaubte. In engster Verwandtschaft mit der Tendenz, welche seinem Eintreten für den Altkatholizismus zugrunde lag, gründete er im Jahre 1886 den „Evangelischen Bund" zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen gegenüber den wachsenden Gefahren, von denen die Beendigung des Kulturkampfes für das evangelische Bewußtsein begleitet war, weil sie eine bedeutende Erstarkung des Romanismus herbeigeführt hatte. In dem „Evangelischen Bund" sollte nach seiner Ansicht einer solchen Übermacht eine evangelische Organisation gegenüber gestellt werden, mit der Aufgabe, für alle Protestanten ohne Unterschied der theologischen und kirchlichen Parteistellung das evangelische Bewußtsein in den schlummernden Massen zu wecken und zur Abwehr und Hülfe auf allen bedrohten Punkten des kirchlichen Lebens aufzufordern. — Daß ein so bedeutender, geistvoller Theologe, wie Beyschlag war, auch für andere wichtige Stellen gewünscht wurde, ist begreiflich. So hatte er seinerzeit eine Anfrage aus Göttingen erhalten, ob er nicht geneigt wäre, eine Professur an dortiger Universität mit der Universitätspredigerstelle anzunehmen; später war ihm zweimal eine Stelle im preußischen Oberkirchenrat und einige Zeit darauf die Stelle eines Hauptpastors in Hamburg angeboten worden. Aber Beyschlag lehnte alle diese Anfragen ab und blieb auf seinem Posten in Halle bis an sein Lebensende. Um schließlich noch eine kurze Charakteristik von Beyschlags Persönlichkeit, sowie von seinem prinzipiellen

Standpunkt seiner vielseitigen theologischen Wirksamkeit zu geben, können wir beides in folgende Hauptzüge seines Lebensbildes zusammenfassen: Persönlich war er ein von Natur auf das Ideale angelegter Geist, ein von Jugend auf sittlichreiner Mensch, der bis ins Greisenalter gegen jede Art von Roheit und Gemeinheit in Wort und Tat sich energisch auflehnen konnte. Dieser sittliche Ernst ruhte bei ihm durchaus auf religiöser Grundlage, denn eine ungeheuchelte Frömmigkeit war schon das Erbe einer frommen, christlichen Erziehung, das er vom Elternhause ins Leben mitgenommen, das er zu jeder Zeit treu bewahrt und in seiner Studienzeit unter dem Einfluß bewährter theologischer Lehrer befestigt hat; er war und blieb immer ein aufrichtig frommer Christ und der Glaube an „den lebendigen Heiland" war stets sein höchstes Gut, seines Lebens Kern und Stern, und wenn auch das wissenschaftliche Studium für ihn manche Klärung in religiösen Fragen brachte, so hat er doch diesen Glauben niemals aufgegeben, sondern ihn als Heiligtum für sein ganzes Leben und Wirken festgehalten. Diese seine Frömmigkeit bestand aber auch die Probe der Tat, wie in der sittlichen Reinheit seines Lebens, so auch besonders in rastloser, pflichttreuer Arbeit, in einer Schaffensfreudigkeit, die ihn nie verließ, bis der letzte Rest von Lebenskraft von ihm gewichen war, in strenger Gewissenhaftigkeit selbst in kleinen Dingen, in einem unbestechlichen Rechts- und Wahrheitssinn, in einem Freimut, der keine Menschenfurcht und Menschengefälligkeit vor hoch und nieder kannte, in ruhiger Fassung und Geduld in den Tagen des Leidens und in reger Teilnahme an christlichen Liebeswerken aller Art, besonders an der Gründung der neuen stattlichen Diakonissenanstalt in Halle, in welcher sein Name im dankbarsten Andenken fortleben wird. Als Theologe gehörte Beyschlag der sog. Mittelpartei an, zugleich als deren Mitbegründer und hervorragendster Führer; er nahm weder nach der einen noch nach der andern Seite eine extreme Stellung ein und hatte deshalb nicht selten das Schicksal, von rechts und von links gleich sehr angegriffen zu werden. Bei aller Freiheit in der wissenschaftlichen Forschung war ihm die Heilige Schrift die höchste Autorität und auf Grund derselben stand ihm der Offenbarungscharakter der Heiligen Geschichte unerschütterlich fest, so daß er auch vor dem biblischen Wunder, ungeachtet der unverbrüchlichen Gesetze im Naturleben, nie zurückschreckte und die Person Christi in der Vereinigung göttlicher Hoheit und Würde mit der wahren Menschheit als das Zentralwunder betrachtete. Wie demnach sein ganzes religiöses und theologisches Denken immer auf dem

Grunde der biblischen Weltanschauung im entschiedenen Gegensatze gegen eine deistische oder pantheistisch-rationalistische Auffassung sich bewegte, so legte er insbesondere auch gegenüber jeder spiritualistischen Verflüchtigung der biblischen Wahrheiten in Wissenschaft und Predigt das Hauptgewicht auf die großen Heilstatsachen des Christentums, indem er in der Sendung Christi den höchsten Erweis barmherziger Liebe Gottes gegen die sündige Menschheit, in dessen Todesleiden den alleinigen Grund der Sündenvergebung und Versöhnung, und in dessen Auferstehung in verklärter Leiblichkeit den entscheidenden Schlußstein des ganzen Erlösungswerkes, wie die Bürgschaft unsrer eigenen Auferstehung erkannte. Zu dem kirchlichen Bekenntnis, wie überhaupt zu der herkömmlichen kirchlichen Lehrauffassung nahm er eine freiere Stellung ein; zwar galt ihm der substantielle Inhalt des kirchlichen Bekenntnisses als ein unveräußerlicher Schatz der überlieferten christlichen Glaubenswahrheiten, aber die herkömmliche, kirchlich-orthodoxe Formulierung derselben hielt er in vielfacher Beziehung für unzutreffend und betrachtete es deshalb als eine unerläßliche Aufgabe der wissenschaftlichen Theologie, eine dem Schriftsinn entsprechendere Fassung des kirchlichen Lehrbegriffs anzubahnen. Er war gegen jeglichen Zwang von oben in Glaubenssachen, aber nicht minder auch gegen jeden Versuch an Stelle einer öffentlichen Lehrordnung für das kirchliche Amt die subjektive Willkür des einzelnen zu setzen. So tritt uns bei ihm überall in seiner wissenschaftlichen, wie in seiner praktischen Wirksamkeit eine positive Grundanschauung entgegen, von welcher aus seine ganze Theologie sich aufbaute, und die er auch als Vertreter und Führer der Mittelpartei im Kampfe gegen andere Richtungen niemals verleugnete. Beyschlag war keine eigentliche Gelehrtennatur; „wir sind“ — so schreibt er an seinen jüngeren Bruder Franz — „mehr Leute der Bildung, als der Gelehrsamkeit; die gelehrte Forschung mit ihren Detailfragen als solche ist unsere eigentlichste Sache nicht; nur insofern wir nicht oberflächlich sein wollen, sind wir eifrig, an ihr teilzunehmen“. Gleichwohl stand Beyschlag mit seiner Theologie stets auf der Höhe der Wissenschaft, als ein Mann der nicht nur an andern die Wissenschaft hochhielt, sondern auch selbst sie mit hervorragender Virtuosität pflegte und in der Behandlung wissenschaftlicher Probleme mit einer seltenen Beherrschung des Stoffes die größte Klarheit und stilistische Vollendung in Sprache und Darstellung verband. Nach seinen eigenen Worten war es kein theologisches Spezialsystem, in welchem er mit seinen großen

Kollegen in Halle wetteifern konnte; was er als Eigentümliches zuzubringen sich zur Aufgabe gesetzt hatte, war vielmehr seine Vermittlerstellung zwischen Theologie und Kirche, zwischen Wissenschaft und allgemeiner Kulturbewegung der Zeit. Dabei war er eine aggressive Natur und als solche einer der streitbarsten Polemiker unsrer Zeit. Diese seine Polemik zieht sich durch all seine Schriften hindurch und füllt allermeist seine „Deutsch-evangelischen Blätter". Vor allem führte er den Kampf gegen Rom, gegen den Ultramontanismus in all seinen Gestalten und Anmaßungen, aber nicht minder auch gegen alle anderen Zeitströmungen und -richtungen in Staat und Kirche, welche er für ein gesundes, religiös-sittliches Leben unsres Volkes für verderblich hielt. Auf Grund dieser Darlegungen, wie sie in allen zur Sache gehörigen Punkten auf eigenen Angaben in seiner Selbstbiographie beruhen, dürfen wir mit Recht sagen, daß in dem Tode Beyschlags, am 25. November 1900, ein reiches, bedeutendes Leben seinen irdischen Abschluß gefunden habe. Fr. Bechtel.

Friedrich Blatz,

geboren am 12. Oktober 1824 als Sohn des Steindruckers Blatz in Karlsruhe, besuchte, schon in früher Jugend seiner Eltern beraubt, Volksschule und Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog nach bestandener Reifeprüfung im Herbst 1843 die Universität Heidelberg, wo er unter Creuzer, Spengel, Bähr und Kayser Philologie und unter Schlosser Geschichte studierte. Im Herbst 1846 bestand er mit gutem Erfolg die philologische Staatsprüfung und wurde unmittelbar nach derselben an das Gymnasium in Offenburg gewiesen, im Herbst 1847 an das Gymnasium in Tauberbischofsheim, im Herbst 1851 wieder nach Offenburg, wo er im folgenden Jahre definitiv angestellt und 1860 zum Professor ernannt wurde. Im Jahre 1864 wurde er zum Kreisschulrat in Waldshut, 1868 zum Oberschulrat in Karlsruhe ernannt. In den Kriegsjahren 1870/71 war es ihm vergönnt an der Organisation des neugewonnenen Reichslandes Elsaß-Lothringen mitzuarbeiten, indem er vom Dezember 1870 bis Juni 1871 kommissarisch die Stelle eines Oberschulinspektors mit den Funktionen eines kaiserl. Regierungs- und Schulrats für Ober-Elsaß wahrnahm. Im Jahre 1887 erhielt er den Titel „Geh. Hofrat"; 1889 wurde ihm zu dem schon 1877 erteilten Ritterkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen das Eichenlaub verliehen. Im März 1894 trat er in den erbetenen Ruhestand. Sein

Landesherr ehrte ihn bei diesem Anlaß unter Anerkennung seiner langjährigen treugeleisteten Dienste durch Verleihung des Charakters als Geheimer Rat III. Klasse. Er schlug 1895 seinen Ruhesitz in Konstanz auf, wo er am 17. Juli 1900 starb. Vermählt war er seit 1857 mit Josephine geb. Meßmer. Er hatte noch die Freude seinen einzigen Sohn in geachteter Stellung, gleichfalls im Schuldienste, zu sehen.

Schriften: 1. Excursus in Taciti annales. Beilage zum Offenburger Progymnasialprogramm 1856. 2. Über eo biduo, eo triduo bei Cäsar und Cicero. Beilage wie oben 1861. 3. Neuhochdeutsche Grammatik mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung der deutschen Sprache für angehende und wirkliche Lehrer. 1879. 2. Aufl. 1880, 3. völlig umgearbeitete Aufl. in 2 Bänden 1895/96. 4. Neuhochdeutsche Schulgrammatik für höhere Lehranstalten. 5 Aufl. 1881, 1883, 1888, 1890, 1893. 5. Einführung in die deutsche Grammatik an Lehranstalten, zur Vorbereitung für die Reifeprüfung des Seminaristen, sowie auf die einfache und die erweiterte Wiederholungsprüfung des Lehrers. 1900. (Quellen: Personalakten, Schulprogramme und Privatmitteilungen.)

Oster.

Karl Boch.

In der Entwicklung des öffentlichen musikalischen Lebens in Heidelberg nimmt in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts Karl Boch eine entscheidende Stelle ein. In Mannheim am 8. Juli 1825 als Sohn eines Regimentsarztes geboren, hatte er auf dem Lyceum seiner Vaterstadt seine grundlegende Bildung gewonnen, dann die Rechte in Heidelberg studiert, auch die erste juristische Staatsprüfung bestanden und sich kurze Zeit im praktischen Dienste versucht; dann aber hatte ihn die Liebe zur Musik von der ergriffenen Laufbahn endgiltig abgewendet und der Tonkunst zugeführt, der er sich unter Leitung von Vinzenz Lachner nun ausschließlich widmete. Nachdem er mehrere Jahre in Mannheim als Organist an der neuen Synagoge und als Lehrer des Klaviers und des Gesangs auch an den Mittelschulen tätig gewesen war, wurde er 1856 nach Heidelberg berufen, um an Stelle des eben eingegangenen „Musikvereins“ einen neuen Verein zu organisieren und zu leiten. Damit begann für ihn eine neue, sein Leben bestimmende Tätigkeit, welcher Heidelberg eigentlich erst eine in die Öffentlichkeit tretende Pflege der Musik verdankt. Seinem liebenswürdigen und doch energischen Wesen

gelang es rasch, einen „Instrumentalverein“ und bald auch einen gemischten Chor zu gründen, die alle musikalischen Kräfte der Stadt und der Hochschule zusammenfaßten und der Mittelpunkt eines neuen musikalischen Lebens für Heidelberg wurden; daneben fand er noch Zeit, einige Jahre den „Liederkranz“, den angesehensten Männergesangverein der Stadt, zu leiten und zu neuer Bedeutung zu erheben. Obgleich er nicht über große Mittel verfügte und lange Zeit auf die Mithülfe des Mannheimer Theaterorchesters angewiesen war, das sein Lehrer Lachner ihm bereitwillig zur Verfügung stellte, konnte er doch umfangreichere und schwierigere Tonstücke zur Aufführung bringen und durfte sich dabei der Unterstützung hervorragender Künstler erfreuen, die trotz der bescheidenen Einnahmen, die Heidelberg nur bieten konnte, sich gern vor einem Publikum hören ließen, das Boch nach dem Beispiel seines Lehrers Lachner für eine ernstere Kunstrichtung bald begeistert hatte. Daneben war er unermüdlich und mit sichtlichem Erfolge bestrebt, die städtische Verwaltung zu einer Reorganisation des städtischen Orchesters zu gewinnen und dieses allmählich zu einer Körperschaft umzubilden, die auch größeren Anforderungen gewachsen war. Als die von ihm geleiteten Vereine im Jahre 1882 auf eine Wirksamkeit von 25 Jahren zurückblicken konnten, brachte dieser Tag auch ihm aus allen Kreisen der Stadt allgemeine Anerkennung und bald darauf die Ernennung zum akademischen Musikdirektor, und als er sich 1891 durch Kränklichkeit gezwungen sah, auf seine öffentliche Tätigkeit ganz zu verzichten, konnte er sich mit dem Bewußtsein zurückziehen, daß erst durch ihn dem musikalischen Leben in Heidelberg ein fester Grund bereitet und ein für die ernste Musik empfänglicher Kunstsinn der Bevölkerung erzogen worden sei. Am 9. Juli 1894 ist der liebenswürdige Mann aus dem Leben geschieden.

Thorbecke.

Paul Borgmann,

Genre- und Episodenmaler in Karlsruhe (1851—1893) ist im Jahre 1851 als ältester Sohn des Landschaftsmalers Paul Borgmann zu Berlin geboren. Nach Absolvierung des Schulunterrichts auf dem Berliner Friedrichsgymnasium trat er 1868 in die kgl. Kunstakademie ein, wo er den Unterricht von Biermann und Steffeck genoß, zugleich aber im Atelier des Vaters arbeitete. Nach erledigter Militärpflicht siedelte Borgmann im Jahre 1873 ins Atelier von Gussow nach Weimar über und von da nach kurzem Zwischenaufenthalt in der Vaterstadt zu Beginn des

Jahres 1877 nach Karlsruhe, das er zu dauerndem Wohnsitz wählte. Das Rohrsche Stipendium der Berliner Akademie, das ihm im Jahre 1878 auf Grund seines Bildes „Reiseunglück“ erteilt worden war, ermöglichte eine Studienreise nach Paris und Italien, von der er neben großartigen Eindrücken zahlreiche Studien und Skizzen nach Karlsruhe heimbrachte. Hier hatte Professor Hildebrand, mit dem Borgmann von Weimar her in Beziehung stand und in dessen Atelier er zunächst in Karlsruhe arbeitete, eine Damenklasse errichtet, deren Leitung bald darauf an Borgmann überging. Die großh. Malerinnenschule, die sich hieraus im Jahre 1886 entwickelte, verehrte in Borgmann ihren Gründer und bewährten Leiter bis ans Ende seiner Tage. Schwere Leiden trübten die Schaffenskraft des reich begabten Künstlers, und allzufrüh ward er am 14. Oktober 1893 seiner Kunst und seinen Freunden durch den Tod entrissen. Borgmanns Arbeiten sind weit verstreut. Die Karlsruher Gallerie besitzt eine Anzahl Aquarelle, die er von einer im Jahre 1885 nach Kurland unternommenen Reise heimgebracht hat. 1887 erregte sein Hauptbild „Auswandererzug“ in der Berliner Kunstausstellung gerechtes Aufsehen, nachdem vorher bereits Bilder, wie seine „Klatschgeschichten“ (1874), „Reiseunglück“ (1878), „Die bettelnde Mutter“ (1880), „Neueste Nachrichten“ und „Schmutzige Wege (1885) die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn gelenkt hatten. Borgmann war ein liebenswürdiger, gemütvoller Erzähler von bedeutender koloristischer Beanlagung. Mit liebevoller Sorgfalt vertiefte er sich in die Einzelheiten der Darstellung, ohne kleinlich zu werden, hierin den alten Holländern vergleichbar, deren feinem Luftton er auch wiederholt in seinen Bildern nahe gekommen ist.

Oe.

Karl ten Brink,

großh. badischer Kommerzienrat, geboren in Courcelles sur Aire (Dep. Meuse) am 20. Januar 1827, gestorben am 3. Dezember 1897 in Arlen bei Singen. In seiner Jugend besuchte ten Brink die Schule von Bar-le-Duc, das Gymnasium von Saarbrücken und das Polytechnikum in Karlsruhe. Während einiger Jahre war er dann teils als Arbeiter, teils als Zeichner in den bekannten Maschinenfabriken von Farcot und von Cail in Paris beschäftigt und wurde Ende der vierziger Jahre Vorstand der Eisenbahnwerkstätte der französischen Ostbahn in Montigny. Hier machte ten Brink zuerst an Lokomotiven die Studien und die ersten Ver-

suche der rauchverzehrenden, oder besser gesagt kohlenersparenden Feuerung, deren Hauptprinzip ist, der Flamme an den richtigen Stellen Luft zuzuführen und ferner nicht mehr Luft zuzuführen, als zur größten Wärmeentwicklung zweckmäßig ist. Mit dieser Feuerung wurde später eine große Anzahl Lokomotiven der Orleansbahn ausgerüstet. Im Jahre 1861 trat ten Brink als Teilhaber und Leiter in die 1837 gegründete Spinnerei und Weberei Arlen ein, welche bei seinem Tode 65000 Spindeln und 850 Webstühle im Betrieb hatte und über 1300 Arbeiter beschäftigte. Während er hier als Fachmann seine eigenen Einrichtungen zu den besten machte, teilte er in uneigennützigster Weise seine Erfahrungen anderen mit, und so kam es, das die ten Brink-Feuerung für stehende Kesselanlagen namentlich in Württemberg zur Anwendung kam, und daß zuletzt mit derselben gegen 1000 Feuerungen mit zusammen 80000 Quadratmeter Heizfläche eingerichtet waren. Sehr bemerkenswert waren auch seine Einrichtungen, um in die Spinn- und Websäle frische Luft mit dem nötigen Wassergehalt einzuführen. Noch ein anderes Gebiet beschäftigte den rastlos tätigen Mann aber vor allem, die Einrichtungen für die Wohlfahrt seiner Arbeiter. Die im deutschen Reiche gesetzlich eingeführten Einrichtungen, die er freudig begrüßte, waren ihm nur die Grundlage. Er fand noch mehr zum helfen. Er richtete zwei Kochanstalten ein, in denen um 12 Pfg. eine Mahlzeit, um 5 Pfg. Kaffee mit Milch abgegeben wurde; eine Kochlehrerin wurde angestellt, um die Arbeiterfrauen darin zu unterrichten, wie man billige und gute Mahlzeiten bereitet und durch eine kleine Schrift: „Über die Ernährung des Volkes. Für meine Arbeiter geschrieben" suchte ten Brink die Arbeiter hierüber zu belehren. In der Erstellung von Arbeiterwohnungen hat er ein äußerst zweckmäßiges System eingeführt, indem er nicht nur als Kolonien, sondern zerstreut in den Dörfern, mitten unter der übrigen Bevölkerung, solche Wohnungen ankaufte und erstellte. Wohnungen mit Küche, Wohnzimmer und 3 Schlafzimmern wurden um 2200 bis 2800 Mk. an die Arbeiter abgegeben. Drei Kleinkinderschulen wurden erbaut und mit je einem Fonds von 10000 Mk. den Gemeinden überwiesen, ferner besondere Heimstätten errichtet, in denen 70 Mädchen um 50 Pfg. pro Tag Unterkommen fanden. In Arlen besteht ein Krankenhaus mit 20 Betten, eingerichtet ganz nach den Regeln der heutigen ärztlichen Wissenschaft, ausgestattet mit einem Operationszimmer und allem, was zur antiseptischen Behandlung gehört. Dasselbe wurde als selbständige Anstalt mit einem Vermögen von 200000 Mk. ausgestattet, so daß nicht nur

die Arbeiter, sondern auch andere unbemittelte Kranke aufgenommen werden können. An das Krankenhaus schließt sich ein Sanatorium an, in welchem zunächst 16 Personen gegen 1,50 Mk. pro Tag alles das finden, was zur Wiedererlangung und Kräftigung der Gesundheit gehört, und welches unter der Leitung des Arztes vom Krankenhaus steht. Von der Erfahrung ausgehend, daß eine Arbeiterfamilie mit einer größeren Zahl von unerwachsenen Kindern, bei welchen die Mutter zu Hause bleiben muß, schwer durchkommen kann, hat ten Brink einen außerordentlichen Fonds zur Verfügung gestellt, um solchen Familien während dieser Zeit eine Einnahme von 60 Pfg. pro Kopf zu sichern. Um endlich jedem Arbeiter eine Ersparnis ohne dessen Zutun zu verschaffen, erhält nach 5jähriger Dienstzeit der Mann 20 Mk., eine Frau 16 Mk. jährliche Gratifikation, welche um 3 Mk. und um 2 Mk. jährlich steigt, also nach 20 Jahren bei ersterem 65, bei letzterer 46 Mk. im Jahr beträgt. Diese Summe wird in eine Sparkasse eingelegt und zu 5 Prozent verzinst, sodaß nach 45jähriger Dienstzeit die Ersparnis 5000 und 3000 Mk. beträgt. Bei allen diesen Einrichtungen, zu denen nicht unbeträchtliche Summen nötig gewesen sind, wirkte ten Brink stets mit kühlem Verstande abwägend, was gut und nützlich ist; wie man einen mathematischen Lehrsatz beweist, suchte er das Richtige zu finden; wenn er es gefunden, führte er es durch mit einer Unverdrossenheit und Energie, wie sie nur das Bewußtsein der Pflicht und die Begeisterung eines edlen Herzens geben kann. Schließlich ist noch zu erwähnen, daß ten Brink sich um den in der Nähe von Arlen gelegenen Hohentwiel sehr verdient gemacht hat. Der Hohentwiel verdankt ihm den südlich gelegenen neuen Weg und die Schutzhütte. Diejenigen, welche vom Berge herab die Fabriken sehen, mögen sich daran erinnern, daß dieselben 36 Jahre lang geleitet worden sind von einem ausgezeichneten Techniker, der zugleich ein Freund der Natur und ein Freund seiner Arbeiter gewesen ist. (Nachruf des Oberbaurats Groß in Eßlingen, mitgeteilt im Bad. Unterhaltungsblatt Nr. 15, Beilage zur Bad. Landeszeitung vom 20. Januar 1898.)

Karl Johann Brulliot,

königl. bayrischer Hofopernsänger, Opernregisseur, Professor an der königl. Akademie der Tonkunst in München, geboren in München am 31. Juli 1831, gestorben daselbst am 23. März 1897, war der Sohn des Konser-

vators am kgl. Kupferstichkabinett in München Franz Brulliot, der sich durch mehrere gelehrte Arbeiten in seinem Fache bekannt gemacht und so zur Hebung der ursprünglich ziemlich unbedeutenden Sammlung beigetragen hat. Mit nicht unterdrückbarer Deutlichkeit sollte sich das künstlerische Blut des Vaters, aber auf ganz anderem Gebiete, beim jungen Brulliot durchsetzen. Wohl absolvierte Karl das Gymnasium, besuchte sogar als Rechtsbeflissener die Universität seiner Vaterstadt, gleichzeitig jedoch ließ er sich am Konservatorium, das damals noch den bescheideneren Namen einer kgl. Musikschule trug, durch Franz Hauser zum Sänger ausbilden. Daß er sich eine gründliche Bildung angeeignet, hat dem Künstler nie geschadet: es hob ihn hoch über die Masse seiner Berufsgenossen hinaus und gab ihm ein gewisses Gegengewicht gegen mannigfache Versuchungen, die an die Jünger gerade seiner Kunst früh heranzutreten pflegen. Ein glückliches, aber verdientes Schicksal hat Brulliot übrigens zeitlebens vor jeder Künstlermisere gnädig bewahrt. Seine ganze Künstlerlaufbahn spielte sich in nur zwei hervorragenden deutschen Kunstzentren ab: in seiner Vaterstadt München und in Karlsruhe. In der badischen Hauptstadt hat Brulliot seine besten Jugend- und Mannesjahre zugebracht, sie sah sein aufstrebendes Talent und genoß dessen erste, schönste Früchte. Eduard Devrient, der berühmte damalige Leiter der großherzoglichen Hofbühne, engagierte ihn als ersten Bassisten. Im Frühjahr 1853 begann er seine Tätigkeit, die ihn volle zwanzig Jahre hier festhalten sollte. Immer aber ist Brulliot mit Erfolg auch als Schauspieler beschäftigt gewesen. Im Gegensatze zu den meisten Sängern war ihm ein prachtvolles Sprechorgan eigen, dem zu lauschen allein schon ein Genuß war. Das Jahr 1859 brachte ihm die Ernennung zum Opernregisseur. Als solcher hatte er alle Opernaufführungen der Hofbühne zu leiten. Sein eigenstes Feld war die komische und die Spieloper, deren heitere Effekte er prächtig zur Geltung zu bringen wußte. Im Jahre 1872, zwischen Kaisers und Köberles Direktion, durfte er die selbständige Leitung der großherzoglichen Bühne übernehmen. In demselben Jahre führte er sich die Koloratursängerin Anna Masius-Braunhofer als Gattin heim. Es war wohl die Anhänglichkeit an seine in München lebende alte Mutter, die ihn bestimmte, dem schon wiederholt an ihn ergangenen Ruf zu folgen und (1873) in gleicher Eigenschaft an das Münchener Hoftheater zu gehen. Dort hat er im Laufe der Jahre über 30 Opern in Szene gesetzt. Merkwürdig rasch fand er sich in die ihm ursprüng-

lich fremde Aufgabe, die Wagnerschen Tondramen in ersten Aufführungen zu inszenieren. Insbesondere durfte die Inszenierung des Siegfried (10. Juni 1878) und der Götterdämmerung (15. September 1878) als eine seiner glänzendsten Regietaten gelten. Je weniger sein ursprünglich prachtvoller seriöser Baß im Laufe der Zeiten den neuen, immer anstrengenderen Aufgaben Stand halten wollte, um so mehr trat seine Verwendbarkeit als Schauspieler vorteilhaft hervor. Diese Doppelbegabung befähigte ihn so recht zum Lehrer und so lag es nahe, daß er von dem damaligen Direktor der kgl. Musikschule, die unter Richard Wagners und Bülows Einfluß einen neuen Aufschwung genommen hatte, dem Generalintendanten Karl Freiherrn von Perfall, zum Lehrer der dramatischen Abteilung berufen wurde. Lange wirkte er dort segensreich und befruchtend. Am 11. November 1892 betrat er als Gordon in Wallensteins Tod zum letztenmal die Bretter, aber schon vorher (im August 1892) hatte ihn zunehmende Kränklichkeit gezwungen, sich pensionieren zu lassen. Lange und schwere Leiden, die er mit bewundernswerter Ergebung ertrug, waren ihm noch aufgespart; am 23. März 1897 erlag er ihnen. — Karl Brulliot war eine prachtvolle männliche Erscheinung bis zuletzt. In späteren Zeiten hat er seinen schön geschnittenen Charakterkopf mit dem leicht ergrauten Bart zu keiner Rolle Gunsten mehr verändert: er machte sich keine Maske, denn seine Erscheinung war stets so individuell und charakteristisch wie nur möglich. Fremden gegenüber in sich gekehrt und verschlossen, allem hohlen theatralischen Treiben gründlich abhold und ein Feind jeder geräuschvolleren Geselligkeit, konnte er gleichwohl im engeren Freundeskreise rasch auftauen und durch seinen trockenen Humor und kaustischen Witz überraschen. Für die Not seines Standes besaß er ein überaus offenes Herz; insbesondere hatten die Chorsänger stets an ihm einen verständnisvollen Förderer ihrer Interessen gefunden. Still und ohne Aufhebens, wie er von der Bühne ging, schied er auch aus dem Leben, durch das er als ein aufrechter Mann gegangen war.

Nekrologe: Neuer Theater-Almanach, herausgegeben von der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger. Neunter Jahrgang (Berlin 1898), S. 177—178; und Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, herausgegeben von Anton Bettelheim. II. Band (Berlin, Georg Reimer 1898), S. 237—238.

Alfred Freiherr von Mensi.

Franz von Chelius

wurde am 6. September 1821 als zweiter Sohn des Geheimen Rats Dr. Maximilian Joseph von Chelius, Professors der Chirurgie und Augenheilkunde zu Heidelberg, geboren. Er besuchte das dortige Gymnasium und widmete sich nach dessen Vollendung dem Studium der Medizin an der Universität daselbst in allen damit zusammenhängenden Zweigen, aber mit besonderer Neigung zur Operationslehre, welcher er sich später vorzugsweise zuwandte. Nach einem glänzend bestandenen Staatsexamen und nach erlangter Doktorwürde machte er zu seiner weiteren Ausbildung größere Reisen und hielt sich zu diesem Zwecke in Paris, London, Prag, Wien und Berlin längere Zeit auf, an welchen Orten er die medizinischen Anstalten, insbesondere die chirurgischen, besuchte, ernste Studien machte und als Sohn seines berühmten Vaters mit den ersten klinischen Autoritäten in nahe Berührung kam. Nach Heidelberg zurückgekehrt, habilitierte er sich daselbst als Privatdozent der Chirurgie, wurde 1847 Assistenzarzt an der dortigen chirurgischen Klinik und hatte dabei selbständig eine große Privatpraxis. Im Frühjahre 1852 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt und wirkte in dieser Tätigkeit ununterbrochen bis zum Ausbruch des dänischen Krieges. Bei dessen Beginn begab er sich in das preußische Hauptquartier und widmete sich der Pflege der Verwundeten mit Aufopferung und Erfolg. Nach Beendigung des Krieges kehrte er nach Heidelberg in seine frühere Tätigkeit zurück. Als sein Vater von der Leitung der chirurgischen Klinik zurücktrat, gründete er eine Privatklinik für chirurgische Kranke und übernahm zugleich die Leitung im Frauen-Pfründnerhaus, welches ihm wesentliche Verbesserungen verdankte. Der Krieg 1866 führte ihn vorübergehend in die preußischen Lazarette nach Tauberbischofsheim. Ausgedehnter war seine Tätigkeit im Kriege 1870/71. Die Privatklinik und alle im Pfründnerhaus, dem sogenannten St. Anna-Hospital, vorhandenen Räume wurden mit Verwundeten belegt und die später in den Reißschen Fabrikgebäuden eingerichteten Lazaretträume ebenfalls seiner Leitung unterstellt. Im Jahre 1873 verließ er infolge vielfacher an ihn ergangenen Aufforderungen Heidelberg und siedelte nach Dresden über, wo er bis zum Jahre 1877 eine wirksame Beschäftigung fand. Während seines dortigen Aufenthaltes wurde er zum badischen Hofrat ernannt. Auf den Wunsch seines Vaters kehrte er nach Heidelberg zurück und übernahm nach dessen Tode das väterliche Haus. In Verbindung mit seinem

Freunde und Kollegen Hofrat und Professor Dr. Lossen gründete er eine Privatklinik, in welcher barmherzige Schwestern die Pflege übernahmen. Beide Chirurgen wirkten hier 13 Jahre mit großem Erfolge und legten damit den Grund zu dem von dem Mutterhause in Freiburg gebauten mustergültigen St. Josephshaus, welches ihrer beider Leitung unterstellt wurde. Im Jahre 1884 traf ihn das schwere Schicksal, daß sein ältester Sohn, ein zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Kavallerieoffizier, durch den Sturz bei einem Rennen schwer verletzt wurde und in unheilbares Siechtum verfiel, welches neun Jahre dauerte. Infolge der Sorge und des Kummers um den im Hause schwer leidenden rettungslosen Sohn entwickelte sich bei ihm ein Gehirnleiden, das ihn nötigte, sich 1896 nach Ahrweiler zurückzuziehen, wo er am 4. Juni 1899 starb. Franz von Chelius war vorwiegend praktischer Chirurg, auf diesem Gebiete aber Meister, und die schwierigsten Operationen, namentlich solche des Kropfes und des Steinschnittes, führte er mit dem größten Erfolge aus. Am Krankenbette fand man in ihm einen sorgsamen, gewissenhaften, mitfühlenden Arzt, der Trost zuzusprechen wußte. Er erfreute sich einer großen Beliebtheit bei Hoch und Nieder und eines seltenen Vertrauens, welches ihm die Hülfesuchenden entgegenbrachten, nicht nur in der Umgegend, sondern auch im Auslande und aus den höchsten Kreisen. So fehlte es ihm auch nicht an den ehrenvollsten Auszeichnungen und Anerkennungen seiner erfolgreichen Tätigkeit; hohe Orden wurden ihm verliehen und gaben Zeugnis für die große Achtung, die er sich im Leben erworben hat. *

Max von Chelius

wurde am 19. März 1827 zu Heidelberg als jüngster Sohn des Geheimen Rats und Professors Dr. von Chelius geboren. Seine Kindheit verbrachte er in dem elterlichen Hause, in dem er die sorgfältigste Erziehung erhielt und in hoffnungsvoller Weise zum Manne heranreifte. Mit gutem Erfolge durchlief er das Lyceum und besuchte dann während eines Jahres die Universität, um seine allgemeine Bildung zu ergänzen und zu erweitern. Von Jugend auf hatte er eine ausgesprochene Neigung zum Militärstande, er trat deshalb in die großherzogliche Kriegsschule ein und wurde 1845 der zweiten Batterie der damaligen Artilleriebrigade zugeteilt, 1847 wurde er zum Leutnant, 1856 zum Oberleutnant befördert. 1859 wurde er Hauptmann zweiter Klasse, 1863

Hauptmann erster Klasse und 1868 Major. Während des deutsch-französischen Krieges kommandierte er das badische Trainbataillon und wurde 1874 zum Oberstleutnant befördert. Während seiner langen Dienstzeit in der Artillerie und zuletzt im Train hat er sich stets durch unerschütterliche Pflichttreue ausgezeichnet und ruhmvollen Anteil an mehreren Gefechten in den Kriegen 1866 und 1870/71 genommen. Als allerhöchste Auszeichnung wurde ihm in Anerkennung seiner Dienste im Laufe der Jahre das Ritterkreuz des Militärischen Karl-Friedrich-Verdienstordens, des Zähringer Löwenordens mit Schwertern und Eichenlaub, der Rote Adlerorden 4. Klasse, das Eiserne Kreuz 2. Klasse und die badische Felddienstauszeichnung verliehen. Da er wegen körperlicher Beschwerden das Reiten nicht mehr ertragen konnte, nahm er gegen Ende des Jahres 1874 den Abschied. Während seiner Dienstzeit hat er sich mit besonderem Interesse dem Studium des Pferdes und seiner Zucht gewidmet und darin eine große Kenntnis und Erfahrung erlangt. Er wurde deshalb nach seiner Pensionierung als technischer Beamter für Pferdezucht-Angelegenheiten dem Großherzoglichen Ministerium des Innern beigegeben, welche Stelle er bis zum Jahre 1885 versah. In dieser Zeit wurde er zum Obersten ernannt und ihm das Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens verliehen. Körperliche Leiden bewogen ihn, diese Stelle zu verlassen und die letzten Jahre verlebte er in ruhiger Zurückgezogenheit. Er starb den 6. November 1892. Er war ein edler Mensch, treu seinem Kaiser, seinem Fürsten und seinem Vaterlande, treu seinen Freunden und erfüllt von Wohlwollen für alle, die sich ihm nahten. Im persönlichen Umgange war er ein liebenswürdiger Gesellschafter; ausgestattet mit großem musikalischen Talent und Verständnisse, erheiterte er sich und seinen Freunden viele Stunden. Großherzog Friedrich von Baden anerkannte in einem an dessen ältesten Bruder gerichteten Telegramm, welches eine rührende Teilnahme an seinem Tode aussprach, „seine hervorragenden Leistungen in den Jahren 1870/71 und dann in der Zeit, da er sich der Landespferdezucht mit soviel Hingebung und Erfolg gewidmet hat“. Diese Erfolge werden ihm ein bleibendes Andenken sichern, wie sein Name auch in der Geschichte des Badischen Trainbataillons eine dauernde Stätte gefunden hat.

*

Adolf Karl Ludwig Claus

wurde am 6. Juni 1838 zu Kassel als zweiter Sohn des ehemaligen kurfürstlich hessischen Münzwardeins Ludwig Claus geboren. Er absolvierte das Gymnasium in Kassel und wurde, da er die Absicht hatte Mediziner zu werden, am 1. November 1850 in Marburg in der medizinischen Fakultät immatrikuliert. Jedoch, wie es so vielen seiner Zeitgenossen ergangen ist, auch er erblickte in der aufblühenden neuen Wissenschaft, in der Chemie, mehr Heil, und schon im nächsten Semester zählte er als Chemiker zu den Schülern von Hermann Kolbe. Letzterer wurde maßgebend für Claus' ganze Ausbildung und Auffassungsweise in der Chemie. Dieselbe Beharrlichkeit und Logik, durch die Kolbe sich auszeichnete, findet man auch in den Abhandlungen von Claus wieder. Von Marburg siedelte Claus für kurze Zeit nach Berlin über, um sich dann in Göttingen unter Wöhlers Leitung einer selbständigen Arbeit hinzugeben. Im Jahre 1862 wurde er zum Doktor promoviert. Noch in demselben Jahre bezog er die Universität Freiburg, woselbst er bis zum Ende seiner Tätigkeit verblieb. Die Stellung als Assistent am Universitätslaboratorium, die er zuerst dort bekleidete, vertauschte er bald mit der des Privatdozenten. Am 24. Juli 1866 habilitierte er sich auf Grund einer Arbeit über die Einwirkung von Ammoniak auf Acroleïn und das Studium der Zersetzungsprodukte des Acroleïnammoniaks bei der trockenen Destillation. An den dann folgenden Abhandlungen der sechziger Jahre, welche sich bis auf ganz vereinzelte Ausnahmen samt und sonders auf dem Gebiete der organisch synthetischen Chemie bewegen, verdient die scharfe Logik Bewunderung, die in ihnen zum Ausdruck kommt. Und ebenso ist es mit den weiteren Arbeiten Claus'. Das Studium der gegenseitigen Verkettung der Atome, die Beeinflussung der Bindungen durch neu hinzutretende Substituenten hat für ihn stets den größten Reiz gehabt. Hieran erinnern die zahlreichen Arbeiten über die Einwirkung blausaurer Salze auf halogenisierte Fette und aromatische Verbindungen und vor allen Dingen die große Serie der Arbeiten über substituierte Chinoline. Seine schönste Leistung war aber die Aufstellung einer Benzolformel, welche er mit Erfolg durchgeführt und durch die er seinen Namen allen Chemikern der Welt bekannt gemacht hat. Fast auf jedem Gebiete der organischen Chemie war Claus tätig. Zahlreich sind seine Arbeiten in der Naphtalin-, Anthrazen- und Phenanthrenreihe, sowie diejenigen über Alkaloïde u. s. w. Am 4. April 1867, etwa

ein Jahr nach seiner Habilitation, wurde Claus zum außerordentlichen Professor ernannt; am 28. November 1871 erfolgte seine Ernennung zum besoldeten außerordentlichen Professor der Chemie und der chemischen Technologie. Unterdessen hatte er sich am 25. Mai 1867 verheiratet. Am 10. Juni 1875 wurde er Ordinarius und am 2. Oktober 1883 übernahm er, nachdem Professor von Babo in den Ruhestand getreten war, die Direktion des chemischen Institutes der Universität Freiburg. In dieser Eigenschaft als Direktor des chemischen Universitätslaboratoriums war er der rechte Mann am rechten Platz. Beseelt von der Liebe zur Wissenschaft, das unermeßliche Feld der organischen synthetischen Chemie vor sich und mit einer Schar treuer Schüler versehen, hatte er Gelegenheit sich der Wissenschaft und der heranwachsenden chemischen Jugend nützlich zu erweisen, und diese Gelegenheit hat er in seltenem Maße ausgenützt. Claus' Publikationen sind, viele Gebiete der organischen Chemie berührend, eine ganz nennenswerte Anzahl, und jedes Jahr war der Zuzug von jungen Chemikern nach Freiburg im Zunehmen begriffen. Seine Hauptaufgabe suchte er im Laboratorium, im wissenschaftlichen Verkehr mit seinen Schülern. Eine seiner Haupteigenschaften war seine Liebe zu seinen Schülern; das Wohl und Wehe von ihnen lag ihm stets am Herzen und in beispielloser Weise wußte er für sie einzutreten. Dem jungen Studenten stand er mit Rat und Tat zur Seite, nahm mehr die Stelle eines väterlichen Freundes, als die des unnahbaren Lehrers ein. Eine ganz eigenartige Methode des Lehrens hatte Claus, eigenartig insofern, als es ihm nicht darauf ankam, daß jemand — um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen — viel wußte. Ein Schwulst von auswendig gelernten Sachen war ihm verhaßt; nie und nimmer pflegte er darauf Wert zu legen, in der berechtigten Meinung, daß alles derart Gelernte bald wieder vergessen werde. Was er bei seiner Methode im Auge hatte, war dem Schüler, wie er sich ausdrückte, „einen Sinn für das chemische Denken und Fühlen beizubringen". In bewundernswerter Weise wußte er seinen Schülern eine Vorstellung für Begriffe beizubringen, eine Weise, die in seiner Vorlesung ganz besonders zum Ausdruck kam. Leider wurde ihm das Kolleglesen in den letzten Jahren durch seine abnehmende Gesundheit schwer und schwerer. Nach einer ernstlichen Erkrankung war es ihm zwar noch einmal möglich, für kurze Zeit sich seinen Pflichten als Lehrer zu widmen, dann sah er sich aber genötigt, einen Antrag auf Versetzung in den Ruhestand einzureichen, welchem am 15. April 1900 entsprochen wurde. Eine 35jährige Tätig-

keit als Lehrer und Förderer der Wissenschaft lag hinter ihm. Wohl verdiente er nach so angestrengter und erfolgreicher Tätigkeit der Ruhe. Er zog auf sein Gut Horheim, um fern von der Welt und ihrem Getriebe in ruhiger Abgeschlossenheit sich Erholung zu gönnen. Jedoch war ihm diese nicht beschieden. Am 4. Mai 1900 starb er in den Armen seiner Kinder. (Nach dem Nekrolog von G. N. Vis im Journal für praktische Chemie. N. F. Band 62, 127—133.)

Henri Pezet de Corval.

Am 25. August 1894 starb in Baden Oberstabsarzt a. D. Dr. Henri Pezet de Corval. Mit ihm ist ein Mann aus dem Leben geschieden, der durch seine Menschenliebe, durch seine umfassenden wissenschaftlichen Kenntnisse, durch seine hohe Begeisterung für seinen Beruf, durch seine jugendlich frische Energie, mit der er die Fortschritte seiner Wissenschaft sich zu eigen machte, durch seinen ausgeprägten Sinn für das Wohl des ärztlichen Standes, wie für dasjenige der Allgemeinheit die Anerkennung und Verehrung seiner Standesgenossen, seiner Kranken und seiner Mitbürger in hohem Maße sich erworben hat. — Corval, geboren am 28. September 1831 zu Alt-Karkeln in Livland, entstammt einem alten Adelsgeschlecht — Vicomte Pezet de Corval —, das ursprünglich in der Normandie ansässig, durch die Stürme der französischen Revolution von Besitz und Land vertrieben, nach Rußland übergesiedelt war, wo sein Vater als Lehrer der französischen Sprache am Gymnasium in Dorpat tätig war. Früh verwaist, besuchte Corval das Ritterschaftsgymnasium zu Birkenruh in Livland. Von 1850—55 studierte er in Dorpat, Würzburg und Heidelberg Medizin und absolvierte 1855 sein Staatsexamen in Karlsruhe, nachdem er das badische Staatsbürgerrecht erworben hatte. Zu seiner weiteren Ausbildung schloß er eine wissenschaftliche Studienreise nach Prag und Wien an und ließ sich dann im Jahre 1857 zunächst in Karlsruhe, 1859 in Fußbach im Kinzigtale als praktischer Arzt nieder. 1861 trat er in den Militärdienst über und bekleidete zunächst in Konstanz die Stelle eines Oberarztes im II. Badischen Infanterieregiment König von Preußen. Als solcher machte er den Feldzug von 1866 mit, nach dessen Beendigung er als Stabsarzt in das Badische Feldartillerieregiment nach Karlsruhe versetzt wurde. Am Feldzug von 1870/71 nahm er als Chefarzt des Badischen Pionierbataillons teil und wurde durch die Verleihung

des Eisernen Kreuzes II. Klasse, sowie des Ritterkreuzes I. Klasse des Zähringer Löwenordens mit Schwertern ausgezeichnet. Nach einem kurzen Kommando 1871—72 nach Rastatt nötigte ihn seine durch die Strapazen des Feldzugs angegriffene Gesundheit, um seine Dienstentlassung einzukommen, welche ihm unter Beförderung zum Oberstabsarzt 1872 bewilligt wurde. — In diese Zeit seiner militärärztlichen Laufbahn fallen eine Anzahl von wissenschaftlichen Schriften, von welchen besonders hervorzuheben sind: 1. Gesundheitslehre für das nicht ärztliche Publikum. 1868 (In das Portugiesische übersetzt). 2. Die Genfer Konvention und die Hülfsvereine vom Roten Kreuz. 1867. 3. Die erste Hülfe bei Verletzungen. 1869. 4. Die Genfer Konvention im Kriege 1870/71. 5. Gesundheitslehre für Schule und Haus. 1872. Daneben erschienen zahlreiche Journalartikel, die sich vorzugsweise mit der Genfer Konvention, mit der Geschichte und der Reform des Militärsanitätswesens, sowie mit der Organisation der Hülfsvereine beschäftigten. 1872 nach Karlsruhe übergesiedelt, war Corval neben seiner ausgedehnten Praxis besonders in Sachen des Badischen Frauenvereins durch Ausbildung von Krankenwärterinnen, des Männerhülfsvereins und des freiwilligen Krankenträgerkorps tätig. An der Ausarbeitung der Standesordnung der Karlsruher Ärzte nahm er hervorragenden Anteil, das ärztliche Vereinswesen förderte er durch mehrfache Vorträge, unter denen besonders sein Bericht über die 2. Versammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in Danzig 1874, der er als Delegierter beiwohnte, hervorzuheben ist. Trotz dieser reichen und ersprießlichen Tätigkeit war diese Zeit seines Karlsruher Aufenthaltes durch schweren häuslichen Kummer getrübt. Daher ergriff er bereitwillig die im Winter 1878 an ihn herangetretene Berufung zur ärztlichen Leitung der Wasserheilanstalt Schöneck am Vierwaldstättersee, welche er von 1879—1884, nachdem er sich durch eine längere Studienreise nach Wien zu Professor Winternitz, dem Begründer der wissenschaftlichen Hydrotherapie, eingehend auf seine künftige Tätigkeit vorbereitet hatte, in so ausgezeichneter Weise führte, daß sein Name stets mit unter den ersten genannt werden wird, welche sich um die Anwendung und Ausbildung der sog. physikalisch-diätetischen Heilmethoden verdient gemacht haben. Seine in Schöneck gewonnenen Erfahrungen hat er in mehrfachen Aufsätzen in ärztlichen Fachzeitschriften niedergelegt. Nach seiner 1885 erfolgten Übersiedlung nach Baden zog ihn das Studium der mediko-mechanischen Heilgymnastik mächtig an, so daß er 1888 für mehrere Monate nach Stockholm

ging, um unter Zanders Leitung sich in dieses vielversprechende Arbeitsgebiet einzuarbeiten. Dort war es auch, wo er der Suggestivtherapie unter Wetterstrands Führung näher trat. Seit Jahren schon hatte er sich mit derselben theoretisch mehrfach beschäftigt, und nun bot sich ihm dort die willkommene Gelegenheit, sich in ausgedehnter Weise praktisch mit derselben zu befassen. Nach Baden zurückgekehrt, hat Corval durch die Suggestivtherapie viele schöne Erfolge erzielt, welche er in verschiedenen Arbeiten besprochen hat. Hierdurch sowie durch seine früheren Arbeiten über Pneumatotherapie veranlaßt, wurde ihm die Bearbeitung der Artikel Psychotherapie und Suggestivtherapie, sowie des Artikels Pneumatotherapie in Band I und II der großen Realencyklopädie der gesamten Heilkunde von A. Eulenburg übertragen. Neben all diesen Arbeiten und einer umfangreichen kurärztlichen Tätigkeit fand Corval noch die Zeit, einen „Baden und seine Kurmittel" betitelten Führer im Auftrage des Vereins der Badener Ärzte zu bearbeiten und herauszugeben und sich aufs neue wieder seiner Lieblingsaufgabe, der Anlernung und Einübung des freiwilligen Krankenträgerkorps auch in Baden zu widmen. — Durchdrungen von der hohen Bedeutung des Wasserheilverfahrens für die Behandlung der verschiedensten Krankheiten hat Corval schon im Jahre 1882 die Einrichtung einer besonderen Abteilung für Hydro- und Pneumatotherapie im städtischen Vierordtbade in Karlsruhe in Anregung gebracht und durchgeführt; ebenso war er im Jahre 1890 die treibende Kraft, daß in St. Blasien eine den neuesten Anforderungen der Wissenschaft und Technik entsprechende Wasserheilanstalt eingerichtet wurde, deren Blühen und Gedeihen ihm in seinen letzten Lebensjahren eine Quelle großer Freude war. In diesem an Arbeit so reichen Leben stand ihm seine zweite Frau, Mathilde geb. Lindwart, mit welcher er sich nach Auflösung seiner ersten Ehe im Jahre 1880 verheiratet hatte, auf das Glücklichste zur Seite. Zum Schmerze seiner Freunde und Angehörigen nahm ein seit dem Feldzuge von 1870 aufgetretenes Herzleiden im Jahre 1893 weitere Dimensionen an und setzte schon im folgenden Jahre seinem rastlosen und beharrlichen Arbeiten ein frühes Ziel. Wie sehr Corvals Wirken anerkannt wurde, davon zeugt ein Nachruf von Dr. Max Hirsch in der Zeitschrift für Hypnotismus, in welcher es von Corval heißt: „Niemals stellte er sich in den Vordergrund, niemals suchte er andere zu verkleinern; immer war er sowohl bei seiner ärztlichen Tätigkeit überhaupt, wie seiner Beschäftigung mit unserer jungen Wissenschaft von dem

Bewußtsein durchdrungen, dem Wohl der Menschheit zu dienen. Diesem hohen Ziel strebte er trotz der mannigfachen Anfeindungen, die den Vertretern einer so jungen und dunklen Wissenschaft am wenigsten erspart bleiben, mit hoher Begeisterung und voller Hingabe nach." Und in der Badischen Landeszeitung vom 13. Oktober 1894 widmet ihm E. Herrmann folgende Worte: „Er war jederzeit bereit zu helfen, nicht nur in Krankheiten, sondern wo immer die Gelegenheit sich bot. Ein eifriges Mitglied der Vertretung der evangelischen Gemeinde, wie des evangelischen Bundes, aber fern von jeder konfessionellen Einseitigkeit, ein treuer Förderer aller idealen Bestrebungen erwarb er sich die Liebe und Anerkennung seiner Mitbürger in ungewöhnlichem Grade."

Wunderlich.

Otto Devrient.

Über zwölf Jahre, von 1856 bis 1859 und weiterhin von 1863 bis 1873, hat Otto Devrient als darstellender Künstler dem Verbande des Karlsruher Hoftheaters angehört. Die Zeit seines Wirkens in der badischen Residenz war diejenige Periode seines Lebens, die durch den Einfluß seines Vaters Eduard Devrient auf den unter seiner Führung heranwachsenden Anfänger und den sich später hier zur vollen Reife entwickelnden jungen Künstler von besonderer und nachhaltiger Bedeutung geworden ist. Dem Einfluß und der Schule seines Vaters, des Geschichtsschreibers der deutschen Schauspielkunst, des hochverdienten Reorganisators und Leiters der Karlsruher Hofbühne von 1852 bis 1870, verdankte Otto Devrient das Schönste und Beste, was ihm als väterliches Erbe und als Niederschlag der geistigen Atmosphäre seines Elternhauses zufiel: den tiefen sittlichen Ernst der künstlerischen Anschauung, den strengen und hingebenden künstlerischen Idealismus, die unermüdliche und zähe, ja rücksichtslose Energie, die ihm eigen war bei Verfolgung dessen, was ihm als künstlerisches Ideal vor Augen schwebte. An der führenden Hand seines Vaters mußte er lernen, der gesamten, so vielfach vernachlässigten Technik seiner Kunst im vollen Sinne Herr zu werden, durch seinen Vater wurde er theoretisch und praktisch in die Lebensbedingungen der darstellenden Kunst und der Regieführung eingeweiht und lernte von früh ab, sich vertraut machen mit dem ewigen Grundgesetze aller dramatischen Kunst, daß nicht in der glänzenden Einzelleistung, sondern nur in der einheitlichen und harmonischen Totalwirkung das

höchste Ziel jeder theatralischen Aufführung zu erkennen sei. — Otto Devrient wurde geboren zu Berlin am 3. Oktober 1838 als Sohn des damaligen königlichen Schauspielers Eduard Devrient. Mit seinem Vater siedelte der Knabe 1844 nach Dresden, 1852, bei dessen Berufung an die Spitze des Karlsruher Hoftheaters, nach Karlsruhe über. Hier betrat er zum erstenmale die Bühne am 28. September 1856 in dem Festspiel „Die Lilien des Orakels" von K. Schöchlin (zur Feier der Vermählung des Großherzoglichen Paares). In der Folgezeit spielte er als Eleve, vom 1. Dezember 1857 kontraktlich als Schauspieler dem Institut verpflichtet, zahlreiche kleinere und größere Rollen des jugendlichen Faches in Schauspiel und Oper (Ferdinand in „Egmont", Georg in „Götz", Didier, Raoul, Malcolm, Romeo, Masham, Rudenz, Papageno u. a.). Zu Beginn des Jahres 1859 verließ Devrient Karlsruhe, um sich zum Zweck seiner weiteren Ausbildung einen größeren Wirkungskreis an anderen Bühnen zu suchen. Er gehörte von 1859 bis 1860 dem Hoftheater zu Stuttgart, von 1860 bis 1861 dem kgl. Schauspielhause in Berlin an, um sodann von 1861 bis 1863 in Leipzig eine ausgedehnte Tätigkeit im Fache des jugendlichen Liebhabers und nebenbei in zahlreichen Rollen des humoristischen und Charakterfaches (Al Hafi, Terzky, Spiegelberg, Benedikt in „Viel Lärmen um Nichts") zu finden. Mit dem Januar 1863 kehrte Devrient auf Veranlassung seines Vaters in den Verband des Karlsruher Hoftheaters zurück, dem er von da an über volle zehn Jahre angehörte. Er spielte jugendliche und charakteristische Liebhaber aller Art, späterhin auch Hamlet, Marc Anton, Richard II., Posa u. a., in allen seinen Darbietungen als vornehmer und intelligenter Künstler geschätzt, ohne daß in der Darstellung jugendlicher Idealfiguren der Schwerpunkt seines Könnens gelegen wäre. Unbedingter Anerkennung und großer Beliebtheit erfreute er sich in zahlreichen Salonrollen („Der geheime Agent") und vor allem in humoristischen Aufgaben aller Art, wie Bellmaus, Isaak Stern („Einer von unsere Leut!"), Gottlieb Lauschitz („Lietzes Memoiren"), Shakespeareschen Narren u. a. Abgesehen von seiner schauspielerischen Tätigkeit stand Devrient seinem Vater auch in dramaturgischen und literarischen Arbeiten hülfreich und fördernd zur Seite, so durch eine textliche Neubearbeitung von Beethovens „Ruinen von Athen", durch neue Übersetzungen von Glucks „Iphigenie in Tauris" und Méhuls „Uthal", durch seine Mitwirkung an dem nachmals gemeinsam mit Eduard Devrient herausgegebenen „Bühnen- und Familien-Shakespeare" (1875/76). Außerdem war er mit einer

Reihe selbständiger dramatischer Arbeiten hervorgetreten, die am Karlsruher Hoftheater ihre erste Aufführung erlebten; so erschien 1866 der einaktige Schwank „Zehn Minuten Aufenthalt", 1867 das geschichtliche Schauspiel „Zwei Könige", 1869 das Charakterbild „Ein armer Millionär", 1871 gelegentlich der Rückkehr der siegreichen Truppen aus dem Feldzuge das vaterländische Festspiel „Kaiser Rotbart" und das geschichtliche Trauerspiel „Tiberius Gracchus". Von 1869 bis 1871 war Devrient mit der Regie der Oper betraut. Differenzen mit dem 1872 an die oberste leitende Stelle berufenen Dr. Georg Köberle veranlaßten den Künstler, mit dem April 1873 aus seinem Karlsruher Engagement auszuscheiden und einem Rufe als Regisseur des Schauspiels und Charakterdarsteller am Hoftheater in Weimar Folge zu leisten. Hier wirkte er als Vertreter des gesamten Charakterfaches (Franz Moor, Mephisto, Tartüffe, Perin, Shylock ꝛc.) bis zum Jahre 1876, dann als Oberregisseur in Mannheim 1876 bis 1877, als Intendant in Frankfurt a. M. 1877 bis 1878. Während der Zeit seines Weimarer Wirkens war Devrients Bühnenbearbeitung des ganzen „Faust" zur Vollendung gediehen und hatte hier am 6. und 7. Mai 1876 die Feuerprobe der ersten Aufführung bestanden. Außer in Weimar hat Devient seine Bearbeitung des Goetheschen Gedichtes auf zahlreichen Gastspielreisen, wobei er selbst den Mephisto spielte, in Köln, Leipzig, am Viktoriatheater in Berlin, in Breslau, Düsseldorf und Oldenburg in Szene gesetzt. Gegen diese Bearbeitung des „Faust" wurden von seiten der Kritik nicht mit Unrecht schwerwiegende Bedenken geltend gemacht. Vor allem gegen die Einrichtung des ersten Teils, gegen die sinn- und stimmungzerstörende Zusammenlegung der ganzen Gretchentragödie auf einen Schauplatz, gegen willkürliche und gewaltsame Änderungen u. a. Auch die Spielerei mit der sog. dreiteiligen Mysterienbühne wurde mit Recht getadelt. Trotz aller gerechtfertigten Bedenken ist der Devrientschen Faustbearbeitung eine gewisse epochemachende Bedeutung in der Bühnengeschichte des Gedichtes zuzusprechen. Durch die erfolgreichen Aufführungen des Werkes in verschiedenen deutschen Städten hat Devrient die bis dahin überall noch geläufige Fabel von der angeblichen Unaufführbarkeit des zweiten Teiles von Grund aus zerstört, er hat das gesamte Gedicht in seinem geistigen Zusammenhang, das bisher abgesehen von vereinzelten Versuchen nur als Bruchstück auf dem Theater bekannt war, zum erstenmale mit Erfolg auf der Bühne in seine Rechte gesetzt und sich damit ein nicht zu unterschätzendes Verdienst um das Ver-

ständnis und die Popularisierung des zweiten Teiles in weiteren Kreisen erworben. Durch die Einrichtung des zweiten Teiles waren, ungeachtet mancher Bedenken, die sich auch hier im einzelnen aufdrängen, im großen und ganzen die richtigen Wege gewiesen, auf denen sich die Bühnendarstellung des zweiten Faust zu bewegen hatte. Von 1880 bis 1884 lebte Devrient in Jena, teils mit Vorlesungen und literarischen Arbeiten beschäftigt, teils seine Muße zu Gastspielreisen nutzend. Eine Bearbeitung des Calderonschen Stückes „Über allen Zauber Liebe“ mit Musik von E. Lassen, dem Komponisten der Faustmusik, wurde 1881 in Weimar, im folgenden Jahre am Viktoriatheater in Berlin von ihm in Scene gesetzt. Die Lutherfeier des Jahres 1883 gab Veranlassung zur ersten Aufführung des für diese Gelegenheit von Devrient gedichteten, aus einem warmen nationalen und religiösen Empfinden herausgewachsenen Lutherspiels in Jena, das ihm unter zahlreichen anderen Auszeichnungen den Titel des Ehrendoktors der dortigen Universität verschaffte. In zahlreichen deutschen Städten hat Devrient in der Folgezeit seinen „Luther“ und später sein 1891 erstmals dargestelltes, mehr der überlieferten theatralischen Form sich näherndes Volksschauspiel „Gustav Adolf“ zur Aufführung gebracht. In der Vorführung dieser von Dilettanten gespielten Volksschauspiele, bei denen der Dichter die Gestalten des Luther und Gustav Adolf verkörperte, verwirklichten sich in gewissem Sinne die Ideen, zu denen sich Eduard Devrient in dem letzten Kapitel seiner Schrift über Oberammergau durch die dort gewonnenen Eindrücke hatte anregen lassen. Die literarische und künstlerische Bedeutung dieser Spiele steht zurück gegenüber dem Interesse, das ihnen als einer charakteristischen zeitgeschichtlichen Erscheinung zukommt. Im Jahre 1884 war Devrient mittlerweile einem Rufe an die leitende Stelle am Hoftheater in Oldenburg gefolgt, wo er fünf Jahre in erfolgreicher Weise tätig war. Ohne in der beschaulichen Ruhe der kleinen Residenzstadt auf eine abhetzende Novitätenjagd angewiesen zu sein, konnte Devrient hier sein Hauptaugenmerk auf die sorgfältige Aufrichtung und Ausgestaltung eines festen klassischen Repertoires richten, dem er durch manche wertvolle und interessante Aufführungen (so u. a. durch eine Darstellung des „Wallenstein“ in der ursprünglich vom Dichter beabsichtigten Abteilung der Piccolomini und des Todes, durch eine Neueinrichtung von „Der Widerspenstigen Zähmung“ nach dem Originale, durch systematische Vorführungen des ganzen „Faust“) neuen Reiz zu verleihen wußte. Auch als [illegible]r trat der Direktor in Rollen, wie

Wallenstein, Philipp II., Macbeth, Falstaff, Muley Hassan, Advokat Berendt u. a., vor das Publikum. Eine Berufung an das Königliche Schauspielhaus in Berlin veranlaßte Devrient, das Oldenburger Idyll im September 1889 mit dem exponierten und sorgenumtosten Posten des artistischen Direktors an der ersten Schauspielbühne der Reichshauptstadt zu vertauschen. Ehe es ihm gelungen war, der schwierigen seiner hier harrenden Verhältnisse Herr zu werden, sah er sich genötigt, im Dezember 1890 aus der neuen Stellung auszuscheiden. Auch wenn die mannigfachen, anläßlich der Berliner Direktionsführung gegen Devrient erhobenen Vorwürfe mehr oder minder Berechtigung haben, ist es unstatthaft, über eine so kurze Direktionszeit, in der die künstlerischen Intentionen eines Führers kaum zum genügenden Ausdruck gelangen können, ein abschließendes Urteil fällen zu wollen. Unter den künstlerischen Unternehmungen Devrients während der Berliner Direktionszeit verdient eine schon der Merkwürdigkeit halber in den Annalen der Theatergeschichte weiter zu leben: die Aufführung des „Gottfried von Berlichingen", des ersten Entwurfes des „Götz" aus dem Jahre 1771, in einer Bühneneinrichtung Devrients. Obgleich die Aufführung dieses Entwurfes, die der Dichter selbst durch die alsbaldige Umarbeitung zu dem klassischen Götz von 1773 als unreife Skizze gekennzeichnet hat, von vornherein das Merkmal eines literarischen Experimentes an sich trug, das nicht dazu angetan war, festen Fuß auf dem deutschen Theater zu fassen und demgemäß auch wieder rasch und spurlos davon verschwand, war diese erste und voraussichtlich einzige Bühnendarstellung des kraftgenialischen Skizzos eine kühne und eigenartige künstlerische Tat, die für die literarischen Kreise hohes Interesse bieten mußte und der in der Bühnengeschichte des „Götz von Berlichingen" mit Ehren zu gedenken ist. Nach dem raschen Ende der Berliner Direktion nahm Devrient seinen Wohnsitz wieder in Jena. In diesen seinen letzten Lebensjahren 1891 bis 1894 war er beinahe ununterbrochen auf Wanderungen begriffen, teils auf Gastspielreisen (Mephisto, Nathan), teils als Leiter und Hauptdarsteller seiner beiden Volksschauspiele in den verschiedensten Gegenden Deutschlands tätig. Karlsruhe, der Schauplatz seines langjährigen früheren Wirkens, das ihm auch durch seine 1865 daselbst vollzogene Vermählung mit Marie Roman zur zweiten Heimat geworden war, betrat Devrient zum letztenmale im Frühjahr 1893, gelegentlich der von dem dortigen Hoftheater veranstalteten Feier zur Erinnerung an die vor 40 Jahren erfolgte Eröffnung des neuen

Bühnenhauses unter der Führung Eduard Devrients. Zu der anläßlich dieses Festes herausgegebenen Gedenkschrift „Beiträge zur Geschichte des Karlsruher Hoftheaters unter Eduard Devrient" (Karlsruhe 1893) hatte der Sohn des Gefeierten einen sehr wertvollen Beitrag geliefert, indem er dem Herausgeber ein hochinteressantes Kapitel aus den ungedruckten Erinnerungen seines Vaters über dessen Berufung nach Karlsruhe zur Verfügung stellte. Als er in jenen Festtagen in voller Rüstigkeit des Körpers und des Geistes im Kreise lieber Freunde alte Erinnerungen auffrischte an die Devrientzeit der Karlsruher Bühne, ahnte wohl niemand, daß dem Schaffen des Künstlers schon über Jahresfrist ein allzufrühes Ende bereitet sein werde. Mitten in nimmermüder künstlerischer Arbeit wurde Devrient in Stettin, wo er zur Einstudierung seines „Gustav Adolf" weilte, am 24. Juni 1894 von einem Herzleiden dahingerafft. Er hinterließ ein unvollendetes Volksschauspiel „Der große Kurfürst", sowie Plan und Vorarbeiten zu einer Biographie seines Vaters. Mit Otto Devrient war eine eigenartige und bedeutende künstlerische Persönlichkeit dahingegangen, eine echte und keusche Künstlernatur, ganz und gar wurzelnd in den Traditionen der Devrientschen Familie und in den Anschauungen der klassischen Kunst, dem Eindringen moderner Elemente und Bewegungen in Literatur und Theater nicht ohne Widerstreben gegenüberstehend, ein Künstler, der mit ungeheucheltem sittlichem Ernste die Sache seines Berufes erfaßte und in aller Unruhe seiner äußeren Lebensschicksale die höchsten Aufgaben des Theaters niemals aus dem Auge verlor, der dem Kunstleben im einzelnen zahlreiche wertvolle Anregungen und Impulse gegeben hat, dem es leider aber nicht beschieden war, daß sein umfangreiches Wissen und sein mannigfaltiges künstlerisches Können dem Theater zu so dauerndem und nachhaltigem Segen wurde, wie es bei einem weniger häufigen Wechsel der ihn in Anspruch nehmenden Aufgaben und Ziele wohl möglich gewesen wäre. — Schriften: Außer den erwähnten, zum Teil nur handschriftlich vorhandenen, zum Teil als Bühnenmanuskript gedruckten, zum Teil im Buchhandel (bei Braun in Karlsruhe und Breitkopf & Härtel in Leipzig) erschienenen dramatischen Arbeiten: „Zehn Minuten Aufenthalt" (1866), „Zwei Könige" (1867), „Ein armer Millionär" (1869), „Kaiser Rotbart" (1871), „Tiberius Gracchus" (1871), der Bühnenbearbeitung des „Faust" als Mysterium (1877), des Calderonschen „Über allen Zauber Liebe" (1881), der Bühneneinrichtung des „Gottfried von Berlichi[illegible] (1890), und den beiden Volksschauspielen „Luther" (18[illegible] [illegible]olf"

(1891) sind noch zu nennen: das Festspiel „Was wir bieten" (1873), ferner „Zwei Shakespearevorträge" (1869), die Ausgabe der „Briefe von A. W. Iffland und F. L. Schröder an den Schauspieler Werdy" (1881) und die „Freudenspiele vom Hofe Herzogs Ernst des Frommen" (Zeitschr. f. Thüring. Geschichte 1882). E. Kilian.

Ludwig Diemer,

geboren am 5. Dezember 1828 in Heidelberg, fand seine Ausbildung als Architekt auf der Polytechnischen Schule in Karlsruhe, unternahm dann eine große Studienreise durch Italien und von da nach Griechenland, wobei eine Menge prächtiger Farbenskizzen in Aquarell entstanden, welche Zeugnis ablegten von seiner feinen Beobachtung und guten Auffassung. Nach der Rückkehr in die Heimat arbeitete er längere Zeit bei Heinrich Hübsch (s. Bad. Biogr. I, 394—400) und unterstützte denselben bei den Entwürfen und Werkplänen einer Reihe von Kirchenbauten. 1864 zum Vorstand der großh. Bezirksbauinspektion in Donaueschingen ernannt, erhielt er schon im folgenden Jahre einen Ruf als Leiter der in Karlsruhe neugegründeten evangelischen Kirchenbauinspektion. In dieser durch drei Jahrzehnte, bis zu seinem Tode am 29. April 1894 währenden Tätigkeit war es dem 1885 zum Baurate ernannten Künstler vergönnt, sein tüchtiges Können und seine reiche Erfahrung den mannigfaltigsten Aufgaben zu widmen. Bei allen Bauausführungen hat er Monumentalität angestrebt, stets nur gediegenes Material verwendet, und wie sein ganzes Wesen auf Wahrheit gerichtet war, so hat er auch bei seinen Bauten allen Schein gemieden. In Lahr hat Diemer die von Professor Fr. Eisenlohr (s. Bad. Biogr. I, 220—223) begonnene Restauration der ehemaligen Augustiner-Chorherren-Stiftskirche gotischen Stils vollendet und einen neuen Glockenturm aufgeführt, damit das Gotteshaus der evangelischen Gemeinde als Stadtpfarrkirche dienen konnte. In gleicher Weise hat er in Pforzheim einen neuen Fassadenturm an der Altstädter St. Martinskirche erbaut, wobei das wertvolle skulptierte Tympanon des romanischen Portals seine Wiederverwendung gefunden hat. In Kenzingen wußte Diemer die verlassene ehemalige Kapuzinerkirche in ein zweckentsprechendes evangelisches Gotteshaus mit einem geringen Geldaufwande zu verwandeln. Beim öffentlichen Wettbewerbe für die Christuskirche in Lahr errang er den ersten Preis und führte über einem gewölbten griechischen Kreuze einen Kuppelbau aus, der beweist, daß ihm die Schön-

heiten ähnlicher Werke der italienischen Renaissance wohl bekannt waren. In Eppingen und in Rheinbischofsheim errichtete er schöne Kirchenneubauten mit achteckigem Zentralraume, in Freiburg im Breisgau die zweite evangelische Stadtpfarrkirche als kreuzförmige Anlage mit Chorumgang und damit verbundener Empore. Weiter sind zu erwähnen die neue Pfarrkirche in Ettlingen, die in Gaggenau im Murgtal und das als dreischiffige gewölbte Hallenkirche erbaute Gotteshaus am Werderplatz in Karlsruhe. Bei allen diesen Neubauten hat er bemerkenswertes Maßhalten geübt und mit den vorhandenen Fonds ohne Kostenüberschreitung zweckmäßig disponierte Gotteshäuser von guter Akustik geschaffen. Dem gesamten Bauhandwerke waren seine Ausführungen von nachhaltigster Förderung. (Karlsruher Zeitung vom 12. Mai 1894.)

Josef Dienger,

geboren am 5. November 1818 zu Hausen, Amts Staufen, erhielt die Vorbildung zum Volksschullehrer 1835—1838 an dem Seminar zu Ettlingen. Der Seminardirektor Nabholz, ein um das Volksschulwesen hochverdienter Pädagog (s. Bad. Biogr. II, 94), erkannte die ungewöhnliche Befähigung seines Zöglings und machte in einem besonderen Berichte die Regierung auf ihn aufmerksam, der sich „durch ausgezeichnet gutes Talent und andauernden Fleiß über alle seine Mitschüler hoch erhoben habe". Diengers Streben war auf eine höhere wissenschaftliche Ausbildung in der Mathematik gerichtet; da ihm aber die Mittel fehlten, so nahm er Ostern 1838 eine Stelle als Oberlehrer an der Kantonschule zu Dissentis in Graubünden an, die er bis August 1840 mit rühmend anerkanntem Erfolge bekleidete, während er zugleich an seiner Fortbildung fleißig weiterarbeitete. Mit Hülfe des hier ersparten Geldes konnte er nun auf der Akademie zu Genf ein Jahr lang Mathematik studieren, woran sich ein weiteres Studiensemester an der Polytechnischen Schule zu Karlsruhe schloß. Im Frühjahr 1842 bestand er zu Karlsruhe mit Auszeichnung die Prüfung für den höheren Unterricht in Mathematik, Physik und französischer Sprache und war dann acht Jahre lang an den höheren Bürgerschulen zu Ladenburg (1842) und Sinsheim (seit 1843) als Lehrer und zu Ettenheim (seit 1849) als Schulvorstand tätig. Während dieser Zeit veröffentlichte er zahlreiche Abhandlungen mathematischen und math.-physikalischen Inhalts in fachwissenschaftlichen Zeitschriften und erlangte 1845 den Doktorgrad summa cum laude an der Universität Gießen. Seine

Leistungen hatten den großen Erfolg, daß er im September 1850 auf Vorschlag der Lehrerkonferenz zum Professor der Mathematik an der Polytechnischen Schule zu Karlsruhe ernannt wurde. Hier hatte er die Aufgabe, seinen zahlreichen, zu verschiedenen Berufen bestimmten Schülern als Grundlage für ihre technischen Fachstudien ein gründliches mathematisches Wissen zu übermitteln, wobei ihm neben dem gewissenhaftesten Fleiße sein ausgeprägtes und gutgeschultes Lehrtalent zu statten kam. Seine Lehrweise, die sich allerdings nicht immer des Beifalls der Schüler erfreute, beschränkte sich nicht auf akademische Vorträge, sondern war darauf angelegt, die einzelnen Schüler zu unmittelbarer Mitarbeit anzuhalten und ihre Fortschritte ständig zu kontrollieren. — Neben dieser Lehrtätigkeit fand Dienger Zeit zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit, aus der eine Reihe von Schriften hervorging, die zum Teil die 2. und 3. Auflage erlebten. Die wichtigsten derselben sind: Die Differential- und Integralrechnung, 2 Bde. 3. Aufl., Stuttgart 1868; Integration der partiellen Differenzialgleichungen, Stuttgart 1862; Grundriß der Variationsrechnung, Braunschweig 1867; Theorie der elliptischen Integrale und Funktionen, Stuttgart 1865 u. a. In Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen ernannte ihn 1866 die Kgl. Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften zum auswärtigen Mitgliede. — Im Laufe der Zeit aber traten in seinem Lehramte Mißhelligkeiten ein, die vornehmlich darin ihren Grund hatten, daß Dienger der allmählichen und durch das Statut von 1865 anerkannten Ausgestaltung der Schule zur Hochschule und der daraus sich für die Schüler ergebenden akademischen Freiheit grundsätzlich abgeneigt war. Diese Entwicklung hielt er für eine ungesunde, die Lehrzwecke der Schule gefährdende, und seiner Mißstimmung gab er, wie es einmal seine Art war, offenen und scharfen Ausdruck. Dadurch ward das Verhältnis zu seinen Schülern und Kollegen gestört, was ihn tief kränkte und seine Gesundheit schädigte. So kam es, daß der Mann, der durch Talent und Fleiß so früh vom Elementar- zum Hochschullehrer emporgestiegen war, Ende 1868, erst 50jährig, auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt wurde.

Ein neues Feld zu erfolgreicher Verwertung seiner Kenntnisse und Fähigkeiten, unter welche auch ein nicht geringes Verwaltungstalent gehörte, eröffnete sich ihm aber auf einem wichtigen Gebiete der angewandten Mathematik. Die Allgemeine Versorgungsanstalt, welche seit 1835 als Rentenanstalt auf Gegenseitigkeit in Karlsruhe bestand, ward in der ersten Hälfte der 1860er Jahre unter Leitung des früheren Mi-

nisters Freiherrn F. von Stengel (Bad. Biogr. II, 311) reorganisiert und durch Ausdehnung auf die Lebensversicherung, die bald ihr Hauptgeschäft werden sollte, erweitert. Schon seit 1863 mit einzelnen Berechnungen und Gutachten für die Anstalt beauftragt, trat Dienger bald in ein festes Verhältnis zu ihr, zuerst als ihr Mathematiker, seit 1879 als Direktor. Die mathematischen Grundlagen der neuen Geschäftszweige sind in der Hauptsache sein Werk, und auf seinen Antrag wurde das System der mit der Dauer der Versicherung „steigenden Dividende" eingeführt, das dann auch bei den meisten anderen Gesellschaften Eingang fand. Für die Anstalt war die Zeit, in der Dienger ihr den Stempel seiner wuchtigen Persönlichkeit aufdrückte, gekennzeichnet durch den raschen geschäftlichen Aufschwung, der sie zu einer der größten Deutschen Lebensversicherungsgesellschaften machte, andererseits freilich auch durch viele und erbitterte Konkurrenzfehden. Im Jahre 1888 legte der nun Siebzigjährige sein Amt nieder, nachdem er 25 Jahre lang der Anstalt seine sehr erfolgreiche Tätigkeit gewidmet hatte. — Dienger war eine höchst eigenartige Persönlichkeit von ausgeprägt alemannischem Stammescharakter. Schon die äußere Erscheinung des stämmigen, breitschultrigen Mannes mit dem mächtigen Kopfe und wallenden Barte wies auf eine ungewöhnliche Kraft des Körpers wie des Willens und Verstandes hin. Im Gefühle dieser Kraft war er ein streitbarer Mann, der den Kampf zwar nicht aufsuchte, aber, wo er ihm geboten wurde, stets aufnahm und hartnäckig durchfocht. Am liebsten auf sich selbst stehend, scheint er das Bedürfnis engeren freundschaftlichen Anschlusses wenig empfunden zu haben. Um so schöner kamen die Eigenschaften seines Gemütes zur Entfaltung im Verhältnisse zu seiner Gattin, mit der er in innigster Gemeinschaft lebte, und deren Verlust, wenige Jahre vor seinem Tode, ihn aufs schwerste traf. Um ihr Andenken zu erhalten, errichtete er eine „Frieda-Dienger-Stiftung" zur Unterstützung unbemittelter Jünglinge bei ihrer beruflichen Ausbildung. Er selbst starb am 27. November 1894 nach zurückgelegtem 76. Lebensjahre. Th. Clauß.

Johann Christoph Diez

wurde am 11. August 1826 zu Kupprichhausen im badischen Bezirksamt Tauberbischofsheim geboren. Sohn von Bauersleuten, wählte Diez aus eigenem Antrieb und aus Liebe zum geistlichen Stande im 19. Lebensjahre, 1845, das Studium und überwand durch großen Fleiß alle

Schwierigkeiten, so daß er nach zehn Jahren 1855 die Priesterweihe erlangen konnte. Von 1864 an wirkte er zuerst als Pfarrverweser, seit 1867 als Stadtpfarrer an dem Wallfahrtsorte Walldürn. Als im Kriege von 1866 die Cholera ausbrach, erwarb er sich um die Krankenpflege große Verdienste. Während vieler Jahre war er Abgeordneter zur Kreisversammlung, seit 1872 Dekan des Landkapitels Walldürn, über 32 Jahre stand er dem dortigen Armenkinderhaus vor, mit besonderer Vorliebe war er in der Krankenseelsorge tätig. Um den Wallfahrtsort erwarb Diez sich große Verdienste, namentlich auch durch die geschmackvolle Restaurierung der Wallfahrtskirche, wozu die sehr bedeutenden Geldmittel zum großen Teile durch seine Bemühungen zusammengebracht wurden. Er starb zu Walldürn am 12. Februar 1897. (Biograph. Jahrbuch. II, 1898, S. 284 f.)

Nikodemus Diez

wurde zu Kattenhorn am Bodensee am 10. Oktober 1806 geboren. Armer Rebleute Sohn, kam Diez erst im Alter von 18 Jahren an das Gymnasium in Konstanz und fristete sein Leben durch Stundengeben an jüngere Schüler und durch Unterstützungen wohlgesinnter Geistlicher (darunter des Bistumsverwesers v. Wessenberg und des späteren Freiburger Erzbischofs v. Vicari) und Konstanzer Bürger. Seine weitere Vorbereitung erhielt er an der Universität Freiburg und dem dortigen Priesterseminar. 1834 empfing er die Priesterweihe, und er hatte das Glück 1894 den 60. Jahrestag derselben in voller Rüstigkeit zu feiern. Nach dreizehnjährigem Wirken als Vikar und einjährigem als Pfarrverweser wurde Diez 1847 Kaplan in Villingen und Vorstand der dortigen höheren Bürgerschule. Mit großer Entschiedenheit trat er in den Jahren 1848/49 der revolutionären Bewegung entgegen und gewann dadurch das Vertrauen der Civil- und Militärbehörden, welches ihm möglich machte, seinen Einfluß zugunsten der Villinger Bürgerschaft geltend zu machen, als die Reaktion hereinbrach. 1850 wurde Diez Pfarrer in Renzingen, das er 1866 mit Stockach vertauschte, wo er von nun an bis an sein Lebensende segensreich wirkte. Diez war ein Priester, der im Wessenbergschen Geiste seines Amtes waltete, sich aber doch nie in direkten Gegensatz zu dem Kirchenregiment stellte. Für Schule, Krankenpflege und Armenfürsorge bewies er stets ein tatkräftiges Interesse. Vom politischen Leben hielt er sich grundsätzlich fern. Er

genoß Vertrauen und Liebe seiner Pfarrkinder und hohes Ansehen in weiten Kreisen und wurde auch vom Großherzog mehrfach ausgezeichnet. Als er im 91. Lebensjahre sich entschlossen hatte, seine Zurruhesetzung zu erbitten und sich eben anschickte, das Pfarrhaus, in dem er dreißig Jahre lang gehaust, mit einer Privatwohnung zu vertauschen, nahm ihn nach kurzer Krankheit am 3. Januar 1897 ein sanfter Tod hinweg. (Biograph. Jahrbuch. II, 1898, S. 284.)

M. Xaveria Ditz.

Donnerstag den 7. Dezember 1899 nachmittags wurde die irdische Hülle der Superiorin des Konvents von St. Ursula in Villingen, M. Xaveria Ditz, zur Erde bestattet. Sie hatte das seltene Alter von über 93 Jahren erreicht. Sie war am 27. September 1806 in Konstanz geboren, legte am 14. Januar 1829 im Konvent zu Villingen Profeß ab, wurde am 17. April 1850 zur Oberin erwählt und starb am 5. Dezember 1899. Fast ein Jahrhundert umfaßt ihr Leben, 70 Jahre stand sie im Dienste Gottes und der Menschheit, frischen Geistes bis zum letzten Augenblick, bewußt ihrer Pflicht, in mütterlicher Sorge sich mühend, bis der Tod ihr Auge schloß. Ein einfaches, bescheidenes und doch welch reiches Leben liegt vollendet. Frau M. Xaveria Ditz war von schlichtem, natürlichem Wesen, ein durchaus wahrer und harmonischer Charakter. Jeder Schein war ihr fremd, keine Spur an ihr von Heuchelei, frömmelndem, süßlichem Wesen, sie war gesund an Leib und an Seele. Menschlich schön war ihr Empfinden, voll Demut und Frömmigkeit ihr Herz, rein und keusch ihr Denken, naiv und kindlich ihr unschuldvolles Wesen. Daher jenes frohe, heitere Gemüt, jener empfängliche und offene Sinn für das Gute und Schöne; deswegen zog es sie so sehr zu den Kindern hin, deswegen gönnte sie der Jugend so gern ihre unschuldigen Freuden, wünschte sie, daß den ihrem Hause anvertrauten Mädchen möglichst viel Gelegenheit geboten werde, in Jugendluft und Frohmut sich zu tummeln. Ihr gesunder pädagogischer Sinn hatte das Richtige erkannt. Sie hatte ihre Freude an jungen, heitern, muntern Wesen. Alles Ängstliche und Peinliche in Ordnung und Zucht ist hier vom Übel und fand nicht ihren Beifall. Jung war sie mit den Jungen, froh mit den Fröhlichen, Verständnis hatte sie für das frohe Lachen junger Mädchen, mit dem Herzen verstand sie sie zu leiten, darum folgten sie ihr, darum ward die Arbeit eine Freude und

das harte „Müssen“ zu einem freundlichen „Wollen“. Verzeihung, Versöhnung und Liebe waren neben ihrer Natürlichkeit und Offenheit die Grundzüge ihres Charakters. Alles lieblose, schroffe, leidenschaftliche Wesen konnte sie nicht verstehen. Wie spiegelte sich die Welt in dieser Seele! Sie dachte nur das Gute von den Menschen, verzieh allen alles gern, trug keinen Groll und Haß im Herzen. Ihre optimistische Weltanschauung war eine Folge ihrer stets gleichgestimmten Seele, ihrer Frömmigkeit, ihres Gottvertrauens. Sie konnte sich nicht denken, daß der liebe Gott nicht alles auf das Beste und Weiseste eingerichtet, daß er nicht alles zu einem guten Ende führen werde. Wie wärmende Sonnenstrahlen ging ihre Liebe durch das ganze Haus. Sie wußte die ehrwürdigen Frauen zusammenzuhalten in Liebe und Eintracht, in gegenseitigem Vertrauen, sie zu idealem Streben in ihrem hohen Berufe zu begeistern. Und nie ist dieser Friede unter ihrer Leitung im Konvent zu St. Ursula gestört worden. Zweifeln und Grübeln war dieser Seele fremd; rein und ungetrübt wie ihre Seele war ihr Glaube, ihr Gebet voll Einfalt, Kindlichkeit, voll Vertrauen. Sie war frei von aller Sentimentalität und allen trüben Gedanken; ihr Wesen war ja so heiter und hell wie Frühlingssonnenschein. Welch ein Herz hatte sie für die leidende Menschheit! Wer kam zu ihr mit einer Bitte, die sie nicht erfüllte, wenn sie konnte? Wer suchte Rat und Trost bei ihr und ging nicht erleichterten Herzens von ihr? Ihr Handeln war geleitet von Besonnenheit und weiser Mäßigung; ihr gesunder Sinn fand stets das Richtige; und was sie als das Richtige erkannt, wußte sie mit Festigkeit, ohne zu verletzen, durchzuführen. Daß ein von Natur so versöhnlicher milder Charakter im Alter in der Nachgiebigkeit auch einmal zu weit gehen konnte, wird niemand wundern. Der Großherzog und die Großherzogin bewiesen bei häufigen Besuchen der ehrwürdigen Greisin ihre gnädige Gesinnung. Während der Krankheit der Verstorbenen bezeugten sie fortwährend die regste Teilnahme; ihr Beileidstelegramm an den Konvent war die erste der Beileidskundgebungen, die von außen kamen. Eine herrliche Blumenspende der Höchsten Herrschaften schmückte den Sarg der Dahingeschiedenen. (Nach der Karlsruher Zeitung 1899, Beilage zu Nr. 388.)

Karl Heinrich Dreyer

war am 7. Dezember 1830 in Freiburg i. B. geboren. Er widmete sich der Rechtswissenschaft und wurde nach ausgezeichnetem Studium und

Examen 1860 als Anwalt in gerichtlichen und Verwaltungssachen zugelassen. Die Reaktionsperiode der fünfziger Jahre hatte die deutsche Einheitsbewegung fast völlig zum Stillstand gebracht. Als der junge Advokat sich in der damals noch kleinen badischen Provinzialstadt Lahr niederließ, ahnte er trotz der hohen Ziele, die er sich von Anfang an gesteckt hatte, nicht, daß er dereinst als Mitglied des höchsten Gerichtshofes im Namen des Deutschen Reichs Recht sprechen werde. 1861 bis 1864 entstand unter dem damaligen liberalen Ministerium Lamey-Stabel, das voll Schaffenskraft und -Lust auf allen Gebieten eingriff, das bedeutungsvolle Gesetzgebungswerk, dessen Grundzüge vorbildlich für die übrigen deutschen Staaten und das Reich geworden und seither maßgebend geblieben sind. Rasch war es Dreyer durch seine ungewöhnliche juristische Begabung und rastlose Tätigkeit gelungen, sich einen Namen zu machen. Stabel, der Schöpfer der neuen Justizorganisation, der bedeutendste Justizminister, den Baden wohl je besessen hat (vgl. Bad. Biogr. III, 163), gewann ihn für den Staatsdienst. Dreyer wurde 1864 zum Assessor bei dem Kreisgericht Heidelberg, 1867 zum Rate bei diesem Gerichtshof und — nach einem kurzen Rücktritt in den Anwaltstand — 1868 zum Kreisgerichtsrat in Konstanz ernannt. Als durch die Ereignisse der Jahre 1870/71 das Deutsche Reich wieder erstand, gehörte er zu den Juristen, die der Kulturarbeit im zurückgewonnenen Elsaß sich widmeten; ausgezeichneter Kenner des französischen Rechts, war er dazu berufen wie kaum ein anderer. Er trat 1871 aus dem badischen Staatsdienst als Rat beim Appellationsgericht Kolmar in den Reichsdienst. Schon 1873 erfolgte seine Berufung an das Reichsoberhandelsgericht in Leipzig; zunächst wurde ihm die Funktion eines Staatsanwalts und dann eine Mitgliedstelle übertragen. Bei der Errichtung des Reichsgerichts wurde er zum Reichsgerichtsrat ernannt. Alle deutschen Regierungen hatten gewetteifert, der obersten Instanz ihre ausgezeichnetsten Kräfte aus Theorie und Praxis zur Verfügung zu stellen. So ward Dreyer die höchste Ehrung zuteil, die für den Juristen damals erreichbar war. Das Reichsgericht hatte in seinen ersten Jahren mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen; drei große Rechtsgebiete und hunderte von Partikularrechten waren zu beherrschen. Eine objektive Geschichtsschreibung wird dereinst anerkennen, daß die hervorragenden Juristen, die dem höchsten Gerichtshof bei dessen Gründung angehörten, diesen gewaltigen Rechtsstoff bemeistert und mit großer Wissenschaftlichkeit, voller Unparteilichkeit und möglichster Raschheit Recht gesprochen

haben. Dreyer zählte in jener Periode, die mit der Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs wohl ihren Abschluß gefunden hat, zu seinen hervorragendsten Mitgliedern. Seine wissenschaftlichen Kenntnisse waren tief und gründlich; sie umfaßten alle Rechtsgebiete; ein nie trügendes Gedächtnis stellte ihm das Rüstzeug der gesamten Literatur jeden Augenblick zur Verfügung; sein Verstand war scharf; sein klarer Blick drang in alle Lebensverhältnisse; sein Fleiß kannte keine Ermüdung. Diese seltenen Eigenschaften stellte er ausschließlich in den Dienst des materiellen Rechts, dessen Sieg er für die höchste Aufgabe des richterlichen Berufs stets angesehen hat. Auch als Schriftsteller war Dreyer tätig: der Code Napoleon und das badische Landrecht nach dem System Puchtas, sowie das deutsche Reichscivilrecht ist von ihm erschienen, die 7. Auflage des Zachariäschen Handbuchs über französisches Civilrecht von ihm bearbeitet; in einer Reihe von Aufsätzen hat er wissenschaftliche Fragen aller Art besprochen. Schon in Baden hatte er sich mit der Ausbildung junger Juristen beschäftigt, sie geleitet und gefördert, von denen viele in ihrem späteren Berufe sich ihres Lehrers nicht unwürdig erwiesen haben. In Leipzig wirkte er als Dozent an der Universität und las über französisches Civilrecht bis zu seiner Ernennung zum Reichsoberhandelsgerichtsrat. Aber noch ist die Summe seiner Lebenstätigkeit nicht gezogen. Im Wahlkreise Lahr, seinem ersten beruflichen Wohnsitze, wurde er 1879 zum Reichstagsabgeordneten gewählt. Er schloß sich der nationalliberalen Partei als Mitglied an und nahm an den Arbeiten des Reichstags im Plenum, wie in den Kommissionen regen Anteil, indem er gleichzeitig — ein Zeichen seiner außerordentlichen Arbeitskraft — an allen Sitzungen seines Senats in Leipzig sich beteiligte. Ein Herzleiden nötigte ihn 1896 seinen Abschied zu nehmen; am 18. November 1900 ist er in Baden diesem Leiden erlegen. — Der Deutsche Kaiser und sein Landesherr haben ihn durch Verleihung des Kronenordens II. Klasse mit Stern, des Roten Adlerordens II. Klasse mit Eichenlaub und des Ritterkreuzes I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen ausgezeichnet. — Mit ungewöhnlichem Fachwissen und großer Vielseitigkeit der geistigen Interessen verband er ein seltenes Maß von Güte, Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit. Der Allgemeinheit wie dem Einzelnen stellte er seine Rechtskenntnisse, seinen Rat und seine Hülfe jederzeit opferbereit zur Verfügung. In der Epoche des nationalen Aufschwungs war Dreyer eine der Zeiterscheinungen auf juristischem Gebiete, die ihre Kraft sofort in den Dienst des Reichs gestellt und an

der grundlegenden Rechtsprechung des höchsten Gerichtshofs bedeutungsvollen Anteil genommen haben. Seiner badischen Heimat aber hat er Ehre gemacht im neuen Deutschen Reich. Hermann Dietz.

Alexander Louis Drouet

wurde 1829 als Sohn des weltbekannten Flötenvirtuosen und -Komponisten Louis François Philippe Drouet (gest. 1873) geboren und frühzeitig von seinem Vater in die Musik eingeführt, in der er bald einen Namen sich erwarb. Nach wechselndem Aufenthalt in verschiedenen Städten des In- und Auslandes ließ er sich 1879 zu Freiburg i. Br. nieder und wurde Gründer und 10 Jahre lang auch Leiter der „Freiburger Musikschule", eines Institutes, welches sich eines bedeutenden Rufes und einer großen Schülerzahl erfreute und in welchem tüchtige Künstler und Künstlerinnen herangebildet wurden. Drouet war ein hervorragender Klavierspieler, ein Lieblingsschüler Mendelssohns. Viele Jahre war er als Kapellmeister an verschiedenen großen Theatern tätig; darauf lebte er längere Zeit in England, wo er mit seinen Konzerten die glänzendsten Erfolge erzielte. Sein gediegenes, klassisches Spiel wird allen denen unvergeßlich sein, die ihn je zu hören Gelegenheit hatten. Er starb zu Freiburg am 16. März 1900. *

Ludwig Dürr

wurde am 6. Mai 1822 in Durlach als Sohn des Kreisrevisionsgehülfen und späteren Revisors bei der Wasser- und Straßenbaudirektion in Karlsruhe Engelhard Dürr geboren. Er besuchte das Lyceum und das Polytechnikum zu Karlsruhe (1828—1838) und trat im März 1839 in die Kriegsschule daselbst ein. Im Mai 1841 wurde er zum Leutnant im damaligen Leibinfanterieregiment ernannt. Nachdem er schon 1842 beim Bau der Bundesfestung Rastatt beschäftigt worden war, erfolgte 1844 seine Zuteilung zur Ingenieursektion des Generalquartiermeisterstabs. Im folgenden Jahre zum Oberleutnant befördert, wurde er bei Aufstellung des VIII. deutschen Bundesarmeekorps im Frühjahr 1848 zum Generalstab der II. (badischen) Division kommandiert und nahm im Stabe des Generals von Gagern am Gefecht auf der Scheidegg gegen die Heckerschen Freischaren teil. Im August desselben Jahres wurde er dem Generalstab des nach Schleswig-Holstein ausmarschierenden Feld-

truppenkorps zugeteilt, hatte jedoch hier keine Gelegenheit zur Teilnahme an den kriegerischen Ereignissen, da schon im September infolge des Waffenstillstandes von Malmö die Feindseligkeiten eingestellt wurden und die Truppen zum großen Teil den Rückmarsch in die Heimat antraten. Der Ausbruch der Militärmeuterei im Mai 1849 brachte ihn mehrfach in die gefährlichste Lage, da ihn wichtige Aufträge wiederholt mitten in das Lager des Aufruhrs führten. Nach Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung wieder dem Generalstab zugeteilt und demnächst zur Geniedirektion der Bundesfestung Rastatt befehligt, trat er im folgenden Jahr in den Generalstabsdienst zurück und wurde gleichzeitig auch als Lehrer an der Kriegsschule beschäftigt. Nachdem Dürr, inzwischen zum Hauptmann befördert, von 1853—1855 die Stelle des ersten Gouvernementsadjutanten der Festung Rastatt bekleidet hatte, wurde ihm 1855 die wichtige Stellung eines Kommandanten des Kadettenkorps übertragen, zu welcher ihn wissenschaftliche Bildung ebenso wie ein gediegener Charakter, verbunden mit der zur Erziehung erforderlichen Besonnenheit und Leidenschaftslosigkeit, besonders befähigten. Als im Jahre 1859 infolge des Kriegs in Italien zwischen Österreich und Frankreich der Deutsche Bund die Marschbereitschaft der Hauptkontingente des Bundesheeres beschlossen hatte und der Großherzog infolgedessen die Kriegsformation des großherzoglichen Armeekorps befahl, wurde Dürr dem Generalstab der Felddivision zugeteilt und hier mit der Leitung des Bureaus des inneren Dienstes betraut. Einen besonderen Beweis des Wohlwollens und der Anerkennung seiner hervorragenden militärischen und persönlichen Eigenschaften durch seinen Landes- und Kriegsherrn erhielt der inzwischen zum Major beförderte Offizier durch die im Jahre 1860 erfolgte Ernennung zum diensttuenden Flügeladjutanten des Großherzogs, in welcher Stellung er bis zum Jahr 1865 verblieb, um sodann als Bataillonskommandeur im 3. Infanterieregiment wieder auf kurze Zeit in den Dienst bei der Truppe überzutreten. Die Ereignisse des Jahres 1866 führten ihn in die Stellung des Ingenieuroffiziers zurück, indem er bei dem Abzug der österreichischen und preußischen Stäbe und Truppen aus Rastatt zum Ingenieur vom Platz daselbst ernannt wurde. In dieser Stellung traf ihn der Ausbruch des Krieges im Jahre 1870, wo ihm die schwierige Aufgabe zufiel, die einem feindlichen Angriff ausgesetzte Festung möglichst rasch in Verteidigungszustand zu setzen. Mit dem Übergang der badischen Truppen in den Verband des preußischen Heeres, Juli 1871, trat Dürr, der inzwischen zum Obersten aufgerückt

war, in das preußische Ingenieurkorps über und wurde Inspekteur der 3. Festungsinspektion in Breslau. Im Jahre 1875 wurde er auf sein Ansuchen infolge körperlicher Leiden zur Disposition gestellt, nachdem ihm zuvor noch der Charakter als Generalmajor verliehen worden war. War damit seine zwar wechsel- aber auch verdienstvolle aktive Dienstlaufbahn abgeschlossen, so folgte Dürr bei seinem lebhaften Geist und seinem echt militärischen Empfinden auch ferner mit regem Interesse der Entwicklung auf militärischem wie auf staatlichem Gebiet. Bei seinen konservativen, streng monarchischen Anschauungen erkannte er bald, welche hochwichtige Aufgabe bei der Bekämpfung der immer drohender hervortretenden Umsturzbestrebungen den Militärvereinen zufalle, und folgte daher freudig dem Rufe Großherzog Friedrichs, der ihn am 31. Oktober 1880 als zweiten Präsidenten an die Spitze des badischen Militärvereinsverbandes stellte. Vier Jahre widmete er in Gemeinschaft mit dem ersten Präsidenten, General von Degenfeld, seine reiche Erfahrung und seine erprobte Einsicht der Förderung des Militärvereinswesens, bis seine immer schwankender werdende Gesundheit ihn Ende 1884 nötigte, sein Amt niederzulegen. Er starb nach längerem schwerem Leiden am 22. Juni 1891 zu Karlsruhe. — (Bad. Militärvereinsblatt 1891, 118 f. — Ludwig Dürr, Generalmajor z. D. Zur Erinnerung an den Verstorbenen seinen Verwandten und Freunden gewidmet. Freiburg i. Br.)

Wilhelm Dürr,

Maler, ist am 24. August 1857 als Sohn des Hofmalers Wilhelm Dürr in Freiburg i. B. geboren und besuchte zuerst in seiner Vaterstadt die Volksschule, von wo er dann einige Jahre darauf zu seiner weiteren Ausbildung ins dortige Lyceum übersiedelte. Die Anfangsgründe seiner Kunst lernte er naturgemäß bei seinem Vater kennen, in dessen Atelier er bis zum Jahre 1875 arbeitete. Nach Ablauf dieser provisorischen Lehrzeit ging er nach München und fand bald nach seiner Ankunft auf der Akademie der bildenden Künste in Strähuber, Löfftz und Wilhelm Dietz die geeigneten Förderer für sein Talent. Er wurde später vom Prinzregenten von Bayern mit dem Titel „Kgl. Professor" ausgezeichnet und starb am 23. Februar 1900 in München. — An denkwürdigen Staffeleibildern von ihm sind vor allem ein Herbstbild vom Jahre 1883 und eine Madonna im Grünen mit Engeln vom Jahre 1888 aufzuzeichnen, weil sie die hochgestimmte, empfindsame Art des Dürrschen Künstlergemüts am besten

exemplifizieren. Außerdem verfertigte Dürr auch rein dekorative Arbeiten, so Kartons für Glasgemälde und mehrere größere allegorische Figuren für ein Schützenfest. Die Gedächtnisausstellung, die die Münchener Sezession, deren Mitglied Dürr war, bald nach seinem Tode mit seinen Nachlaßwerken veranstaltete, bewies nicht nur, welcher Hochachtung seine Kunst bei den Kollegen begegnete, sondern daß man tatsächlich eine den Durchschnitt weit überragende Begabung verloren hatte. Ein großer Teil der künstlerischen Hinterlassenschaft Dürrs befindet sich im Besitz des königl. Kupferstichkabinetts in München.

Alfred Georg Hartmann.

Gottfried Freiherr von Dusch,

geboren am 18. Februar 1821 in Karlsruhe als Sohn des Ministerialrates, späteren Staatsministers Alexander von Dusch (vgl. Bd. I, S. 179 ff. dieser Biographien), studierte in München 1836—38 und in Heidelberg 1838—41 die Rechte und wurde im Juli 1842 als Rechtspraktikant rezipiert. Nach Verwendung beim Stadtamt Freiburg, Bezirksamt Rheinbischofsheim und Hofgericht Rastatt wurde er im Jahre 1846 als Assessor beim Landamt Karlsruhe angestellt und im folgenden Jahre in gleicher Eigenschaft zum Stadtamt daselbst versetzt. Im September 1848 wurde Dusch vom Reichsjustizministerium mit mehreren anderen süddeutschen richterlichen Beamten als Untersuchungsrichter zur Mitwirkung bei der wegen der Vorfälle in Frankfurt a. M. am 18. und 19. September des gleichen Jahres eingeleiteten Untersuchung dorthin berufen. Nach Abschluß dieser Tätigkeit erwirkte er im Frühjahre 1849 einen längeren Urlaub zu einer Reise nach Frankreich behufs weiterer wissenschaftlicher und praktischer Ausbildung. Nach seiner Rückkehr wurde er im Juli 1849 den in Baden einmarschierenden Truppen als Civilkommissär und juristischer Beirat und später dem Standgericht in Rastatt als Untersuchungsrichter beigegeben. Dieses Amt, welches er vergeblich abzulehnen versucht hatte, bereitete ihm schwere und peinliche Aufgaben, bei deren Lösung er mit tunlichster Milde verfuhr. Als Amtmann zum Stadtamt Karlsruhe versetzt, wurde Dusch, der sich durch vorzügliche Kenntnisse, große Geschäftsgewandtheit und hervorragenden Fleiß ausgezeichnet hatte, im Jahre 1850 als Hülfsarbeiter in das Ministerium des Innern berufen, im gleichen Jahre zum Ministerialassessor und im Jahre 1852 zum Ministerialrat befördert. In dem

ersten Jahrzehnt seiner Wirksamkeit in dieser Stellung, der Periode der sogenannten Reaktion, fehlte es zwar nicht an Arbeit, allein gesetzgeberisch war diese Zeit wenig fruchtbar. Mit Verwerfung des Konkordats in beiden Kammern begann im Jahre 1860 eine neue Ära in der Gesetzgebung auf allen Gebieten. Nach Trennung der Justiz und Verwaltung war die große und wichtige Aufgabe der Reform der inneren Verwaltung zu lösen. Gegen Ende des Jahres 1862 gab Minister Lamey die Anregung zur Inangriffnahme dieses Werkes und betraute Dusch, der sich schon viel mit der Idee einer Verwaltungsreform befaßt und mannigfache Studien über die betreffenden Einrichtungen anderer Staaten, besonders Englands, gemacht hatte, mit der Ausarbeitung eines Gesetzentwurfes. Der von Dusch aufgestellte, auf einer vollständigen Trennung der staatlichen Bezirksverwaltung von den Organen der Selbstverwaltung, Stärkung des Ansehens der ersteren durch Heranziehung des bürgerlichen Elements in den Bezirksräten, Unabhängigkeit der Justiz in öffentlich-rechtlichen Streitsachen durch Errichtung eines Verwaltungsgerichtshofes und Schaffung von Selbstverwaltungskörpern beruhende Plan fand die Billigung Lameys und des gesamten Ministeriums. Dusch arbeitete nunmehr einen detaillierten Gesetzentwurf mit Begründung aus, der ohne die geringste Änderung vom Staatsministerium genehmigt und alsbald den Ständen vorgelegt wurde. Der Entwurf, welcher allgemeine Anerkennung fand, wurde in beiden Kammern ohne wesentliche Änderung angenommen. Am 5. Oktober 1863 wurde das Gesetz, die Organisation der inneren Verwaltung betr., publiziert, zu welchem Dusch auch alle Vollzugsverordnungen ausarbeitete. Dusch durfte die Reform der innern Verwaltung Badens, der er viele und hingebende Arbeit gewidmet hatte, als sein Werk betrachten. Diese hervorragende Leistung gab wohl seinem damaligen Kollegen Jolly Anlaß, Dusch im Jahr 1868 in das von ihm zu bildende neue Ministerium zu berufen. Am 8. Februar 1868 zum Präsidenten des Handelsministeriums ernannt, arbeitete sich Dusch mit gewohnter Energie in die ihm größtenteils neuen Geschäftszweige ein. Seine erste Sorge war dem Kreditwesen gewidmet. Baden war das einzige deutsche Land, welches noch kein größeres Kreditinstitut besaß, obwohl Handel und Industrie in stetem Aufblühen waren. Nach langen Verhandlungen kam am 16. März 1870 das Gesetz über Einrichtung einer badischen Notenbank zustande; kurz darauf wurde auch einer Aktiengesellschaft in Mannheim die Konzession zur Errichtung einer Kreditbank erteilt. Beide Institute haben

sich rasch entwickelt und leisten dem öffentlichen und Privatkredit über die Grenzen des Landes hinaus vortreffliche Dienste. Der Entwicklung des Handelsplatzes Mannheim wendete Dusch seine besondere Fürsorge zu; unter seiner Verwaltung wurden daselbst die großartigen Hafenanlagen und ein neuer Personenbahnhof ausgeführt. Auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens entwickelte Dusch eine vielseitige Tätigkeit in der Leitung des Eisenbahnbetriebes, dem weiteren Ausbau des Eisenbahnnetzes und der Schaffung neuer Verbindungen mit den Nachbarstaaten. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich um die Ausführung der Gotthardbahn. Er verabredete im Sommer 1868 in Zürich mit dem ihm von Jugend auf befreundeten Alfred Escher, der Seele jenes Unternehmens, der wegen der finanziellen Schwierigkeiten und der mangelnden Einigung in betreff der Aufbringung der erforderlichen Subventionen bereits alle Hoffnung auf Verwirklichung des Planes aufgegeben hatte, die Schritte zur Wiederaufnahme der Sache. Ihren gemeinschaftlichen Anstrengungen war das Zustandekommen der Konferenz in Bern im Jahre 1869 zu verdanken, wobei die beteiligten Staaten sich über die Verteilung der zu leistenden Subventionen verständigten. Den energischen Bemühungen Duschs gelang es, ungeachtet des Widerspruchs des Finanzministers, die Bewilligung der badischen Subvention von 3 Millionen Frank zu erwirken. Um die direkte Verbindung mit der Gotthardbahn zu sichern, wurde der Vertrag mit der schweizerischen Zentralbahn wegen Verbindung der beiderseitigen Bahnhöfe in Basel mit Überbrückung des Rheines geschlossen. Auch in den übrigen Geschäftszweigen seines Ministeriums war Dusch unermüdlich tätig; es sollen nur die Errichtung des Landeskulturrates (1868), die Ausführung des Feldbereinigungsgesetzes (1869), das Fischereigesetz (1870), die Vervollständigung des Landstraßennetzes und die erste Einführung kunstgewerblichen Unterrichts erwähnt werden. Der rastlosen Tätigkeit des verdienten Mannes wurde ein allzufrühes Ziel gesetzt durch ein schweres Augenleiden, das ihn im Sommer 1871 befiel und im folgenden Jahre nötigte, seinen Abschied einzureichen, der ihm durch allerhöchste Entschließung vom 28. Oktober 1872 in sehr anerkennender Weise gewährt wurde. Durch sein Leiden jeder Wirksamkeit entzogen und auch im Kreise seiner Familie von schweren Verlusten heimgesucht, bewahrte sich Dusch, vom Schicksal ungebeugt, ein reges Interesse für alle Angelegenheiten des öffentlichen Lebens. Sein lebhafter, für alles Schöne in Kunst und Natur empfänglicher Geist suchte und fand besondere Befriedigung in mannigfachen

Reisen. Er starb im Kreise der Seinen am 24. Dezember 1891 in Nizza.
A. v. Dusch.

Karl Philipp Dyckerhoff

wurde am 14. Januar 1825 zu Mannheim als Sohn des daselbst verstorbenen Baurats Friedrich Dyckerhoff geboren. Er besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt, studierte in den Jahren 1842 bis 1847 am Polytechnikum in Karlsruhe und wurde hierauf 1848 bis 1849 als Baueleve zu Achern und Bühl beschäftigt. Nach bestandenem Staatsexamen im Jahre 1850 wurde er mit dem Kirchenbau in Friedrichsfeld betraut, leitete dann 1852 bis 1857 die Herstellung des Konstanzer Münsters, worauf er nach Weinbrenners Tode die Bezirksbauinspektion Baden-Baden in provisorischer Weise übernahm (1857 bis 1859). 1859 wurde ihm die Leitung der Bezirksbauinspektion Mannheim übertragen. 1864 mit dem Hofbauamtsdienste an Stelle des zur Ausführung des Großherzoglichen Sammlungsgebäudes ausgeschiedenen Oberbaurats Berckmüller in provisorischer Weise betraut, verblieb er in dieser Stellung bis zur Vollendung des Gebäudes. 1877 trat er wieder in seine Stelle als Bezirksbauinspektor zu Mannheim zurück; im Jahre 1879 wurde ihm die durch den Tod des Baurats Serger erledigte Bezirksbauinspektion Karlsruhe übertragen. 1881 zum Baurat ernannt, starb er am 22. Februar 1893. Von seinen größeren Arbeiten seien hier erwähnt die Ausschmückung des Schloßplatzes in Karlsruhe mit Kandelabern und Fontänen, die Anlagen des Großh. Hofwasserwerkes im Hardwalde daselbst, die Herstellung der St. Galluskirche in Ladenburg, der Schloßkirche in Pforzheim, mehrere Schulhausbauten in den Bezirken Karlsruhe und Pforzheim, das Palais des Grafen Douglas in Karlsruhe, sowie der Bau der Kirche in Deutschneureut. In den letzten Jahren vor seinem Tode führte er noch den Neubau des Großherzoglichen Zollgebäudes in Karlsruhe aus. (Karlsruher Zeitung Nr. 180 vom 4. Juli 1893.)

Marie Ecker

wurde am 29. August 1822 in Offenburg geboren als Tochter des damaligen Bauinspektors und nachmaligen Baurats Hans Voß (geb. 1783 in Eutin, gest. 1849 in Freiburg), des zweitältesten Sohnes des Dichters Joh. Heinrich Voß. Am 5. April 1842 heiratete sie den Anatomen Alexander Ecker (geb. 10. Juli 1816, gest. 20. Mai 1887; vergl.

Bad. Biogr. IV, 97—101), welcher damals Professor an der Universität Heidelberg war, und mit welchem sie später nach Basel und 1850 nach Freiburg übersiedelte. Seitdem gehörte sie bis zu ihrem am 12. März 1895 erfolgten Tode ununterbrochen der Stadt Freiburg an und war dort in den weitesten Kreisen eine bekannte und hochgeschätzte Persönlichkeit. „Ausgezeichnet durch hervorragende Eigenschaften des Geistes und Herzens, hat sie in selbstloser, unermüdlicher Arbeitsfreudigkeit an der Spitze des Luisenfrauenvereins in allen Werken edler Menschlichkeit und opferbereiter Liebestätigkeit mehrere Jahrzehnte hindurch in segensreichster Weise hier gewaltet. Allseits wurde auch ihr verdienstvolles und erfolgreiches Wirken anerkannt und dankbar gewürdigt, namentlich geschah dies auch von der hohen Protektorin des badischen Frauenvereins, der Großherzogin Luise, welche sie durch zahlreiche Beweise ihrer Huld auszeichnete." (Blätter des Badischen Frauenvereins 1895, S. 61. A. Ecker, Hundert Jahre einer Freiburger Professorenfamilie. Freiburg i. Br. 1886.)

Georg Maria Eckert,

der am 22. Januar 1903 in Karlsruhe infolge eines Schlaganfalls dahingeschiedene Landschaftsmaler, war am 17. September 1828 in Heidelberg geboren, besuchte, nachdem seine künstlerische Begabung erkannt worden war, mit einem Stipendium bedacht, im 18. Lebensjahre die Düsseldorfer Akademie unter Direktor Schadow und Professor Schirmer und begab sich dann in seinem 20. nach München, wo er während der drei folgenden Jahre seine künstlerischen Studien fortsetzte. Nachdem er darauf in Italien, der Schweiz und Oberbayern sich umgesehen, kehrte er nach Heidelberg zurück, wo er als Landschaftsmaler und geschätzter Zeichenlehrer zu wirken begann und sich 1858 den glücklichen Hausstand gründete. Seit 1867 wandte er sich mit wachsender Vorliebe dem Gebiet der Photographie zu, die er von künstlerischen Gesichtspunkten aus zu betreiben begann. Er gab damals photographische Studien für Landschaftsmaler und Architekten heraus, welche in ihrer sinnigen Auswahl und künstlerisch glücklichen Auffassung bald viel geschätzt und gesucht wurden. Zugleich entstanden photographische Sammelwerke, landschaftliche und architektonische Aufnahmen aus Elsaß-Lothringen (1871), vom Rhein von Mainz bis Köln, vom Schwarzwald, Odenwald, von den Schlössern zu Heidelberg, Bruchsal, Karlsruhe, von der Darmstädter Gemäldegalerie (Holbeins Madonna in be-

sonderem Auftrag des Großherzogs von Hessen), von Nürnberg, von den Grabmälern der Pforzheimer Hofkirche, hierauf im Auftrag des Großherzogs von Baden von der Insel Mainau, für König Ludwig II. von Bayern vom Schwetzinger Schloß, für die Königin Olga von Württemberg vom Schloß in Stuttgart und der königlichen Villa in Berg. 1873 wurde ihm für diese Leistungen in Wien die große Verdienstmedaille, 1876 in Heidelberg die große goldene Medaille verliehen; wiederholt wurde er auch bei entsprechenden Gelegenheiten als Preisrichter und als sachverständiges Jurymitglied berufen. Durch äußere widrige Umstände von großen finanziellen Verlusten betroffen, sah er sich 1877 genötigt, von weiteren photographischen Arbeiten abzustehen. Er zog jetzt nach Karlsruhe und wandte sich wieder der Malerei zu, der er im ganzen bis ins Alter treu geblieben ist. An seinen Landschaften, zumal an einer großen, lange fortgesetzten Serie charakteristischer Aquarellbilder aus allen Teilen des badischen Landes, wurde immer die glückliche künstlerische Auffassung, wie die Sicherheit und feine Korrektheit seiner Zeichnung anerkannt und gerühmt. Eine ganz eigentümliche Richtung seiner künstlerischen Tätigkeit, der er sich in den späteren Jahren zuwandte, bestand in der Herstellung großer Modelle von Häusern oder ganzer Häuserkomplexe, in welchen er peinliche Naturtreue bis in die kleinsten Einzelheiten mit entsprechend künstlerischer Darstellung zu verbinden wußte. Die großherzoglichen Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde in Karlsruhe besitzen davon zwei große Schwarzwälderhäuser, die Darstellung der Zimmereinrichtungen eines solchen, eine Schwarzwälder Sägemühle mit ländlicher Umgebung und eine Hofanlage aus dem Odenwald treu nach einem in der Nähe von Mudau befindlichen Gehöft. Das Modell eines alten Karlsruher Wohnhauses befindet sich in der dortigen städtischen Sammlung; andere ähnliche Werke fanden ihren Weg in das Germanische Museum zu Nürnberg, in das Museum für Volkstrachten in Berlin und da und dorthin in Privatbesitz. Die Herstellung dieser anziehenden und lehrreichen Modelle brachte ihn in den letzten Jahren in engere Berührung mit den Karlsruher Großherzoglichen Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde, für welche er gerne den seinem ganzen Wesen so sehr entsprechenden Auftrag übernahm, eine tunlich vollständige Sammlung aller badischen Trachten und ländlichen Hausgeräte herzustellen. Mit jugendlichem Eifer unterzog er sich dieser Aufgabe; er durchstreifte jährlich nach allen Richtungen das ganze Land von der Tauber bis zum Bodensee, fand mit seltenem Kennerblick alles, was Gegend und Zeit Eigen-

tümliches bieten mochte, heraus und wußte es geschickt zu erwerben, so daß jetzt alle irgend bedeutenden Volkstrachten des Landes in wünschenswerter Vollständigkeit, neben einer Fülle von Einzelheiten an ländlicher Einrichtung, an Gerät, Schmuck u. dergl. für die großherzogliche Staatssammlung zur Bewahrung für alle Folgezeit gewonnen sind. Auch mit den vorbereitenden Arbeiten zur Aufstellung aller dieser anziehenden Dinge zusammen mit seinen oben besprochenen Modellen hatte er glücklich begonnen und er hätte sie mit seiner ganz einzigen Sachkenntnis und seinem stets lebendigen Eifer wohl der Vollendung näher geführt, wenn nicht der gegenwärtige vollständige Raummangel die für die Öffentlichkeit bestimmte Anordnung dieser Sammlungsabteilung verhinderte hätte. — Persönlich ist Maler Eckert bis in seine letzten Lebenstage eine offene, fröhliche Pfälzernatur geblieben, eifrig tätig in seiner Kunst, gesunden Urteils, in guten und bösen Tagen immer aufrecht und guten Humors, ein treu besorgter Familienvater, freundlich und dienstfertig gegen jedermann. Bei allen, die ihm im Leben näher traten, bleibt ihm ein dankbares Andenken gesichert. (E. Wagner in der Karlsruher Zeitung vom 5. Februar 1901.)

Peter Egenolff,

am 31. Januar 1851 zu Offheim in Nassau geboren, besuchte das Gymnasium zu Hadamar und studierte seit 1871 zu Göttingen, München, Berlin und Straßburg, wo er besonders Studemunds Schüler war, alte Philologie und Geschichte. Nach bestandenem Staatsexamen und nachdem er den Doktorgrad sich erworben hatte, kam er 1875 als Praktikant an das Heidelberger Gymnasium, 1877 an dasjenige zu Mannheim, wurde 1878 Professor und kehrte 1887 wieder an das Gymnasium in Heidelberg zurück, wo er fast ausschließlich griechischen und lateinischen Unterricht gab. Von hoher Begeisterung für das klassische Altertum getragen, wohl vertraut mit Sprache und Literatur der Griechen und Römer, war er für den Unterricht, der ihm zugewiesen, trefflich gerüstet. Auf die Richtung und Art seiner wissenschaftlichen Tätigkeit war sein Straßburger Lehrer Studemund von maßgebendem Einfluß geworden. Dieser veranlaßte ihn, sich in erster Linie den griechischen Nationalgrammatikern zu widmen. Seine Befähigung für diese Studien bewies seine erste größere Arbeit, die Veröffentlichung der ersten Hälfte eines byzantinischen grammatischen Kompendiums unter eingehender Wür-

digung der Quellen. Mit dieser Schrift erwarb er die venia legendi an der Universität Heidelberg; den zweiten Teil hat er später in dem Studemund zu seinem fünfundzwanzigjährigen Doktorjubiläum von seinen Schülern dargebrachten Sammelbande publiziert. Mit einer Anzahl anderer Gelehrten verband er sich zur Herausgabe des Corpus Grammaticorum Graecorum, einer von dem Teubnerschen Verlag gewissermaßen als Parallelwerk zu dem Corpus Grammaticorum Latinorum geplanten umfangreichen Sammlung, in der die Doktrin der griechischen Nationalgrammatiker in einer den jetzigen Ansprüchen der Wissenschaft genügenden Form veröffentlicht werden sollte. Egenolff wurde die Bearbeitung der orthoepischen und orthographischen Stücke übertragen. Es war ihm nicht vergönnt, diese Arbeit zum Abschluß zu bringen. Die Beschaffung des umfangreichen, weit zerstreuten handschriftlichen Materials bot große, nicht vorhergesehene Schwierigkeiten. Doch gelang es ihm, wenigstens einen Teil der Vorarbeiten zu erledigen; vor allem hat er den Plan und die Gesamtanlage der beiden von ihm übernommenen Bände in zwei Gymnasialprogrammen (Mannheim 1887 und Heidelberg 1888) dargelegt. Vorher hatte er in einer Mannheimer Programmbeilage (1880) zur Darstellung gebracht, wie das namentlich für die grammatische Terminologie grundlegende Handbüchlein des Thrakers Dionys in katechismusartigen Bearbeitungen mannigfache Wandlungen durchgemacht. Von der streng wissenschaftlichen Methode seines Arbeitens und der sicheren Beherrschung des weitschichtigen, zum Teil recht spröden Stoffes zeugen eine Reihe von kleineren gelegentlichen Veröffentlichungen und Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften. Wertvoll sind besonders die sechs in den Jahresberichten über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft enthaltenen eingehenden Berichte über die seit dem Ausgang der siebziger Jahre erschienenen wissenschaftlichen Leistungen, die sich auf die griechischen Grammatiker im weitesten Umfang beziehen. Hier begnügte er sich, ebenso wie in seinen Rezensionen, nicht mit einem Referat über das jeweils Geleistete, sondern er wußte aus der reichen Fülle seiner durch ein vortreffliches Gedächtnis unterstützten Kenntnisse und mit der ihm eigenen Klarheit und Schärfe des Urteils fast regelmäßig Beiträge zur Lösung von Streitfragen oder Anregung zu weiterer Forschung zu geben. — Egenolff erreichte ein Alter von nur wenig über fünfzig Jahren. Nachdem er bereits im Mai 1901 einen Schlaganfall erlitten hatte, von dem er sich jedoch rasch wieder zu erholen schien, machte ein Herzschlag in der Nacht vom 5. zum 6.

September des gleichen Jahres seinem Leben ein jähes Ende. (A. Hilgard in den Südwestdeutschen Schulblättern 18 [1901], 328—330.)

Julius Eichrodt.

Geboren am 1. Januar 1826 zu Durlach als Sohn des späteren Staatsrats und Ministerialpräsidenten Ludwig Eichrodt (vgl. Bad. Biogr. I, 218 f.), trat Julius Eichrodt nach Absolvierung der Allgemeinen Kriegsschule und der Artillerieschule für Offiziere im Mai 1845 als Leutnant in die großherzogliche Artillerie ein, um im Jahre 1850 aus dem badischen in den schleswig-holsteinschen Dienst überzugehen, den er aber nach kaum einjähriger Verwendung im Januar 1851 als Premierleutnant wieder verließ. Er suchte hierauf eine Anstellung im Civildienst, wurde 1852 Polizeikommissär in Konstanz und 1855 in gleicher Eigenschaft zum Bezirksamt Lörrach mit dem Wohnsitz in Basel versetzt. Nachdem er von dort weg noch ein halbes Jahr, vom Oktober 1857 bis zum Frühjahr 1858, als Polizeikommissär in Pforzheim gewirkt hatte, wurde ihm am 27. Mai 1858 die Vorstandsstelle am damaligen Zucht- und Arbeitshaus in Kislau übertragen, von wo er im Jahre 1864 als Vorsteher der Weiberstrafanstalt nach Freiburg übersiedelte. Mit der Verlegung dieser Anstalt in die Räume der ehemals fürstbischöflichen Gefängnisse in Bruchsal kam er als deren Direktor im Mai 1868 in die letztgenannte Stadt, die nunmehr seinen bleibenden Wohnsitz bildete. Im Jahre 1872 wurde in den erwähnten Räumen noch ein Landesgefängnis mit einer Abteilung für jugendliche Sträflinge eingerichtet und ebenfalls der Direktion Eichrodts unterstellt. Im Nebenamt versah Eichrodt in der Zeit von 1868 bis 1884 auch die Vorstandsgeschäfte des polizeilichen Arbeitshauses. Im Herbste 1878 wurde er der Nachfolger Ekerts in der Oberleitung des Männerzuchthauses in Bruchsal, welch letzterem er bis zu seinem Tode am 22. November 1894 vorstand. Somit ist Eichrodt mehr als 36 Jahre hindurch im Strafanstaltsdienste gestanden und hat in dieser langen Zeit als gewissenhafter und berufstreuer Beamter sich reiche Verdienste gesammelt, welche auch an höchster Stelle durch wiederholte Auszeichnungen (Zähringer Löwenorden mit Eichenlaub) gebührende Anerkennung gefunden haben. Im April 1889 bekam er noch den Titel eines Regierungsrats. — Eichrodts Wirken ist ein Beweis für die Wahrheit, daß ehrliche Verdienste auch in stiller, bescheidener und geräuschloser

Pflichterfüllung erworben werden. Er verschmähte jegliche Reklame und begnügte sich mit dem Bewußtsein, jederzeit seine Schuldigkeit getan zu haben. Er arbeitete ruhig, aber zielbewußt. Die Aufgaben seines Berufes mit allem Ernste erfassend, behandelte er die Gefangenen mit weiser und maßvoller Humanität, ohne es im gegebenen Falle an der nötigen Strenge fehlen zu lassen, bei deren Betätigung ihn sein Temperament vor jeglichem Übermaß bewahrte. Den übrigen Beamten der Anstalt gegenüber war er stets auf ein einträchtiges Zusammenwirken bedacht. Fachliterarisch ist Eichrodt niemals hervorgetreten, wie er überhaupt von der Feder nur den allernotwendigsten Gebrauch machte. Gleichwohl verfolgte er mit Interesse die Reformbestrebungen anderer in den verschiedenen Zweigen des Gefängniswesens. — Neben seinem schwierigen und vielfach so düsteren beruflichen Wirken fand der Verblichene die nötige Erholung und Erfrischung in seinem schönen und friedlichen Familienleben. Seine Frau war eine geborene von Sallwürk. Durch sein umgängliches und gefälliges Benehmen, sein offenes und biederes Wesen, seinen urwüchsigen Witz und Humor, der ihm mit seinem Bruder, dem bekannten Dichter Ludwig Eichrodt, gemein war, hat der Zuchthausdirektor auch extra muros eine große Anzahl von Freunden sich erworben und insbesondere die „Kajüte" in Bruchsal wird ihren langjährigen „Kapitän" wohl niemals vergessen.

Krauß.

Ludwig Eichrodt.

Im Sommer 1848 erschien in den Münchener „Fliegenden Blättern" ein Gedicht, „Wanderlust" betitelt, das, wie auch die Redaktion dem Verfasser schrieb, allgemeinen Anklang fand und bald weit und breit gesungen wurde. Es war zunächst eine Parodie auf das Goethische „Kennst du das Land", zugleich lebte aber auch etwas vom Geiste des Bruder Straubingers darin, und endlich fehlte es nicht an gelungenen politisch-satirischen Anspielungen, so daß sich der Erfolg wohl begreift, zumal die Form eine äußerst glückliche war. Von dem Verfasser verlautete zunächst nichts, aber das Gedicht fand sich dann, unter dem Titel „Das Wanderlied" und in fünf Gesänge abgeteilt, wiederum in den „Gedichten in allerlei Humoren" von Rudolf Rodt, die 1853 in C. P. Scheitlins Verlagshandlung zu Stuttgart herauskamen und noch 1864 eine zweite Auflage erlebten. Nur verhältnismäßig wenige Personen haben wohl gewußt, daß dieser Rudolf Rodt der badische Rechts-

praktikant Ludwig Eichrodt, ein Sohn des 1844 verstorbenen badischen Ministers Ludwig Friedrich Eichrodt sei, und es erhoben, wie es bei volkstümlichen humoristischen Liedern meist zu geschehen pflegt, auch noch andere Leute Anspruch auf die Autorschaft des berühmten Liedes, ohne daß ihnen jemand entgegengetreten wäre. Der junge Dichter wahrte seine Pseudonymität auch noch fernerhin; denn die „Gesänge Biedermaiers und Schartenmaiers", die, 1853 abgeschlossen und für die Buchveröffentlichung bestimmt, darauf samt denen des Buchbinders Treuherz von 1855 bis 1857 gleichfalls in den „Fliegenden Blättern" erschienen, nannten den Namen Eichrodt wiederum nicht. Doch hätte ein Literaturkenner über ihren Verfasser kaum im Zweifel sein können; denn bereits hatten die „Gedichte in allerlei Humoren" eine „große deutsche Literaturballade, hinterlassen von dem alten Schulmeister Gottlieb Biedermeier und seinem Freunde Buchbinder Horatius Treuherz" gebracht. Erst bei der Herausgabe seiner ernsten Gedichte trat Eichrodt mit seinem Namen an die Öffentlichkeit; sie erschienen unter dem Titel „Leben und Liebe" 1856 bei Heinrich Keller in Frankfurt a. M. und wurden (nach Angabe von Eichrodts Biographen A. Kennel) in mehreren süddeutschen Blättern wohlwollend beurteilt. Der bedeutendste Kritiker, der sich mit ihnen befaßte, kein Geringerer als Friedrich Hebbel, äußerte sich (in der Leipziger „Illustrierten Zeitung") nicht eben günstig, gestand dem Verfasser jedoch ein bedeutendes Naturschilderungstalent zu, das am besten feuilletonistisch zu verwerten sei. — Am 2. Februar 1827 zu Durlach geboren, dann zu Säckingen, Heidelberg und Karlsruhe groß geworden, hatte Ludwig Eichrodt eine äußerst glückliche Jugend verlebt, da sein Vater ihm alle mögliche Freiheit ließ. Er besuchte das Karlsruher Lyceum und fand neben seinen Studien, nach eigenem Bericht, noch recht viel Zeit zu baden, turnen, kneipen, lesen, dichten, malen, botanisieren, wandern, fechten, bummeln. Seine dichterische Fruchtbarkeit — das Talent scheint er vom Vater geerbt zu haben — war schon auf der Schule sehr groß, so daß er in der geselligen Vereinigung, die er mit seinen Freunden bildete, der „Geneia" oder dem „Schwelgenbund" den Namen „Sangschwelg" führte. Zu dem Geniebund hat bekanntlich auch Joseph Viktor Scheffel, um ein Jahr älter als Eichrodt, in Beziehung gestanden. — Im Herbst 1844 verließ Eichrodt die Schule und bezog die Universität Heidelberg, der er mit Ausnahme eines Freiburger Semesters treu blieb. Bald nachher starb sein Vater, doch konnte er seine Studien ungehindert fortsetzen. Da auch die meisten Karlsruher

Genossen mit nach Heidelberg gezogen waren, lebte der Geist des Schwelgenbundes hier weiter, zuerst in der der Burschenschaft nahestehenden Alemannia, in die die meisten eintraten, dann nach einer Spaltung im Neckarbunde. Ein großer Teil der humoristischen und Trinklyrik Eichrodts geht auf die Studentenzeit zurück, manches ist sogar, wie natürlich, gemeinschaftliche Schöpfung der Freunde, von denen nur Karl Blind, der radikale Politiker, und die Gebrüder Kußmaul, Rudolf und Adolf, genannt seien. Über die juristischen Studien Eichrodts ist kaum etwas zu berichten, wichtiger, daß er wie Scheffel auch Germanistik betrieben und bei Ludwig Häusser deutsche Kultur- und Literaturgeschichte gehört hat. Schon als Student lernte er seine spätere Frau, Elise Fuchs aus Monzingen im Nahegau, kennen, und es mag wohl außer dem bevorstehenden Examen seine liederreiche Liebe gewesen sein, was ihn trotz freiheitlicher Gesinnung von der Teilnahme an den Ereignissen des Jahres 1848 fernhielt. In Frankfurt a. M. ist er zu jener Zeit jedoch einmal gewesen. Wie erwähnt, ward er im Jahre 1848 bereits Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter", wohl in Nacheiferung Scheffels, dessen erste Sachen in diesen 1847 hervorgetreten waren. — Die Vorbereitungen zur Staatsprüfung wurden im April 1849 noch einmal durch eine schwere Krankheit unterbrochen; erst mit Beginn des Jahres 1851 bestand sie Eichrodt und trat dann seine erste Stellung als Aktuar auf dem Bezirksamte Achern an. Er war keineswegs mit Leib und Seele Jurist, auch lastete die Reaktionszeit auf ihm — noch bis über die Mitte der sechziger Jahre hinaus hat er daran gedacht, seinen Beruf zu ändern, Maler zu werden, wie es ja auch Scheffel plante, oder gar Schauspieler, Journalist, Romanschriftsteller. Doch hat er sowohl zu Achern wie darauf zu Durlach, wo er von 1852 bis 1854 beim Oberamt tätig war, wohl seine Pflicht getan, dann auch nach einem weiteren Arbeitsjahr am Hofgericht des Mittelrheinkreises zu Bruchsal die zweite Prüfung bestanden und weiter als Referendär in Karlsruhe, Stockach und Bühl bei Baden gewirkt. Am letzteren Orte hat er am 2. Februar 1860 geheiratet, ist dann 1864 Amtsrichter daselbst und 1871 Oberamtsrichter in Lahr geworden, wo er bis an sein Lebensende geblieben ist, wohl durch die angenehmen Verhältnisse der Stadt festgehalten, die im Blütezeitalter des „Hinkenden Boten" und der „Dorfzeitung" auch literarisch etwas bedeutete und mehr als einen Dichter aufwies. Die „Reaktionsstimmung" hatte nun längst einem kräftigen nationalen Aufschwunge Platz gemacht, und die Richterstellung

eignete sich jedenfalls am besten für den Dichter, der sich rühmte, ein freier Mann sein Lebenlang gewesen zu sein. Er hat sich in seinem Amte hohen Ansehens und großer Beliebtheit erfreut. Im Jahre 1883 wurde Ludwig Eichrodt das Ritterkreuz I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen verliehen.

Seine besondere und weiter hinausweisende Bedeutung beruht selbstverständlich auf seiner Dichtung. Wir haben die Anfänge seiner poetischen Laufbahn bereits kennen gelernt — zu großem Ruf gelangte er einstweilen noch nicht, da, wie bemerkt, die erfolgreichen humoristischen Gedichte nicht unter seinem Namen erschienen, aber er hörte darum nicht auf rüstig fortzuschaffen. Im Jahre 1859 trat er mit dem Verlage J. H. Geiger (Moritz Schauenburg) in Lahr in Verbindung, indem er in ihm zunächst sein dramatisches Bild „Die Pfalzgrafen oder eine Nacht auf Heidelbergs Gassen" und dann die politische Broschüre „Die natürlichen Grenzen und Deutschlands Herstellung nebst einem Blick auf Europas Gleichgewicht, von einem Deutschen" erscheinen ließ, die Reime zum deutschen Knabenbuch und ferner auch Beiträge für den „Kalender des Lahrer hinkenden Boten" und die „Dorfzeitung" lieferte. Bei Schauenburg erschienen darauf im Jahre 1869 als dritte Auflage der „Gedichte in allerlei Humoren" Eichrodts gesammelte humoristische Dichtungen unter dem Titel „Lyrische Karikaturen und Kehraus" (der Umschlag trägt auch die Bezeichnung „Biedermaiers Liederlust"), und von ihnen, darf man wohl sagen, datiert Eichrodts Dichterruhm. Der in Taschenliederbuchformat herausgegebene Band zerfiel in drei Teile: „Lyrischer Kehraus. Fliegendes", „Lyrischer Kehraus. Sauser mit einem Anhange Politika" und „Lyrische Karikaturen. Eine Anthologie", welch letzteren das „Buch Biedermaier" und die „Lieder des Buchbinders Horatius Treuherz", sowie die „Erzählungen des alten Schwartenmaiers" angefügt waren. Im gleichen Jahre 1869 kam dann auch noch die Sammlung „Rheinschwäbisch. Gedichte in mittelbadischer Sprechweise" bei der G. Braunschen Hofbuchhandlung in Karlsruhe (2. Auflage 1873) heraus und übernahm Eichrodt die Redaktion des hauptsächlich humoristischen Anhangs zum Lahrer Kommersbuch, durch den neben den Dichtungen Scheffels auch ein großer Teil seiner eigenen Dichtungen veröffentlicht und zu außerordentlicher Verbreitung gelangt ist. Weiter erschien im Jahre 1875 bei J. B. Metzler in Stuttgart die zweite Sammlung ernster Gedichte Eichrodts, und noch in demselben Jahre wurde der Aufruf zum «Hortus deliciarum», einer illustrierten Samm-

lung humoristischer Gedichte erlassen, die dann in sechs Spaziergängen erschien und von Eichrodt selber Altes und Neues brachte. Als Ganzes dürfte sie für den Humor der siebziger Jahre bezeichnend sein. Eine lyrische Anthologie Eichrodts „Gold. Eine Sammlung des Ursprünglichen und Genialen in deutscher Lyrik“ erschien 1882 bei Fr. Thiel in Leipzig. Gegen das Ende seines Lebens wurde ihm durch die Freundschaft des Landgerichtsrats Zahn in Landau noch die Freude, seine „Gesammelten Dichtungen“ veröffentlichen zu können. Sie erschienen in zwei stattlichen Bänden: „Erster Band: Lyra“, „Zweiter Band: Kehraus“ 1890 im Verlag von Adolf Bonz & Cie., Stuttgart. Nicht volle zwei Jahre später starb der Dichter am 2. Februar 1892. — Nach seinen „Gesammelten Dichtungen“ — obschon sie die teilweise vortrefflichen, nicht bloß sprachlich zwischen Hebel und dem von Eichrodt herausgegebenen Pfälzer K. C. G. Nadler stehenden Dialektgedichte „Rheinschwäbisch“ nicht mit enthalten — ist denn der Dichter Eichrodt endgültig zu beurteilen. Er ist durchaus Lyriker — sowohl die „Pfalzgrafen“ wie sein Operntext „Alboin“, selbst seine epische Dichtung „Vogesenschloß“ bedeuten nicht viel —, einer jener deutschen Lyriker, die der ihrer Zeit herrschenden Münchener (Geibel-) Schule gegenüber die lyrische Originalität sowohl im Gehalt wie in der Form zu wahren wußten und daher der sich immer mehr ausbreitenden Konventionalität entgegenwirkten, freilich mit einer Ausnahme nicht groß genug waren, sich neben jener eine bedeutende Stellung zu erringen. Jene Ausnahme ist nicht Joseph Viktor Scheffel, der ja bekanntlich bei aller Selbständigkeit doch mit den Münchnern zusammenhängt, sondern Gottfried Keller, dessen Lyrik durch ihre Schwerflüssigkeit und Schlackenhaftigkeit noch heute sehr viele Leser abstößt, aber freilich doch so viele vollendete Stücke enthält, daß man ihre Bedeutung zuletzt nicht leugnen kann. Eichrodts ernste Lyrik hat Ähnlichkeit mit der Kellers — man lese beispielsweise „die Winzerin“, die unter Kellers Gedichten nicht im geringsten auffallen würde —, aber freilich ist das Vollendete viel seltener in ihr, wie das der Dichter selber auch sehr gut wußte. „Ich bin überzeugt, einige gute Gedichte gemacht zu haben, die unserer Literatur nicht verloren gehen sollten“, sagte er zum Schlusse seines Lebens, „aber ich bin nicht überzeugt, daß ich bei meinen Kräften als sorgenfreier Graf das Bedeutendere wirklich würde geleistet haben.“ So mag man, wenn man sein lyrisches Talent der Größe nach charakterisieren will, statt an Keller, etwa an Adolf Pichler oder Hermann Allmers, die ihm auch verwandt sind, erinnern.

Das ist unzweifelhaft, daß in Eichrodts ernster Poesie etwas seltsam Anziehendes, „Reizendes“ ist. „Ich habe“, schrieb Theodor Storm dem Dichter, „wenn ich Ihre «Melodien» lese, und das läßt mich sie stets von neuem in die Hand nehmen, immer das Gefühl, als müßte ich darin das finden, was ich unter Poesie, in specie Lyrik verstehe, als müßte es auf jeder Seite stehen. Und, wie gesagt, es taucht hier und da empor.“ Die Empfindung Storms war richtig: Es lebte ein ungewöhnlich starker Geist der Poesie in Eichrodt, den man selbst in seinen mißlungenen Gedichten noch spürt, aber er gewann selten mit Notwendigkeit Form, selten die notwendige Form, trotzdem der Dichter große äußere Formgewandtheit und ein ursprüngliches Gefühl für Melodie besaß. Konventionell, wie die Geibelianer, wurde er kaum je, aber sehr oft ungleich und trivial, so daß sein Freund Ludwig Auerbach, der mit Friedrich Geßler zum Lahrer Dichterkreise gehörte, sich einmal die Erlaubnis ausbitten wollte, die Gedichte von den „Biedermaier-Ausdrücken“ zu reinigen. Es wäre natürlich unmöglich gewesen; denn die Ursache lag nicht bloß im sprachlichen Ausdruck, Eichrodt war, kann man es ausdrücken, ein Poet, der eben nur disiecta membra geben konnte. Einzelnes Vollendete hat er aber doch geleistet und vieles Schöne im einzelnen — es findet sich namentlich in den Cyklen „Höhen und Tiefen“ („Schuttertal“, manches in den „Stimmungen“, „Aufgang“), „Melodien“ („Lebens Frühling“ — das erste Gedicht „Schwebe, Mond, im tiefen Blau“ jetzt in allen Anthologien —, „Lieder eines Jägers“ — „Mittag“ von Storm hochgepriesen — „Lieder vom Bodensee“), „Malerfahrten“ („Höllental und Himmelreich“ u. s. w.), „Humore“. Vor allem als lyrischer Naturdarsteller (was mehr sagen soll als Naturschilderer) ist Eichrodt oft unvergleichlich. Auch Eichrodts „Balladen und Romanzen“ enthalten häufig merkwürdig poetisch-prägnante Sachen; einige, außer der „Winzerin“ z. B. noch „Freischaren“, sind auch ganz vollendet. Sucht man nur Lieder bei ihm, Sangbares, das nicht gerade innere Vollendung hat, so fallen der mächtige „Reichschoral“ und die vielgesungenen „Ich weiß einen Wein, den Monziger Wein“, die „Wasserfahrt“, das „Loreleilied“, „Bier, Bier, du gefühlvolles Wort“, „Der Affenthaler“, „Lange sind wir nicht gesessen“ und noch manche andere Stücke in die Augen, die in akademischen Kreisen sicher dauern werden.

Viel größere Anerkennung wie als ernster Lyriker hat Ludwig Eichrodt als Humorist gefunden, und da ist er in der Tat einer der ersten. Vor allem ist sein Ruhm mit dem Namen und der Gestalt

Biedermaiers, des „Schulmeisters in Schwaben", verknüpft, in dem er sich, wohl in Anlehnung an Fr. Th. Vischers Schartenmeyer und den gedruckten Dorfschulmeister Samuel Friedrich Sauter zu Flehingen als Muster nehmend, eine köstliche Verkörperung „idealistischen" deutschen Philistertums geschaffen hat. Man weiß jetzt, daß ein großer Teil der Biedermaierlieder nicht Eichrodt, sondern seinem Jugendfreunde, dem späteren berühmten Mediziner und Heidelberger Professor Adolf Kußmaul gehört — der mehr politische, in seiner Art auch höchst vorzügliche Buchbinder Treuherz ist fast ganz Eichrodts Eigentum —, aber selbstverständlich wäre es Torheit, hier eine „reinliche Scheidung" zu versuchen. Was Eichrodt als Humorist war, erhellt ja zur Genüge aus der großen Zahl seiner übrigen Veröffentlichungen. Ich stehe nicht an, ihn den vielseitigsten unserer humoristischen Dichter zu nennen und einen der natürlichsten und volkstümlichsten dazu. Jos. Viktor von Scheffel und sein „Gaudeamus" in allen Ehren, aber dessen naturwissenschaftliche und kulturhistorische Lieder können denn doch nur in bestimmten Kreisen wirken, mag auch Einzelnes wie die „Teutoburger Schlacht" tief ins Volk gedrungen sein. Eichrodt dagegen geht vom Volkshumor aus und bleibt im ganzen — trotzdem er mit Scheffel den kulturhistorischen „Krok den Alemannen" gedichtet und auch der Jurisprudenz allerlei abgewonnen hat — in dessen Sphäre, ist zudem bedeutend moderner, steht mehr in der Zeit. Er selbst hielt sein „Wanderlied", die „Große Literaturballade" und die zuerst im «Hortus» erschienene Ballade von „Jakob und seinen Söhnen" für seine humoristischen Hauptwerke, aber es ist ihnen ohne Zweifel außer manchen Biedermaierischen und Treuherzischen noch eine ganze Anzahl der in den Abteilungen „Fliegendes" und „Sauser und Satiren" zusammengestellten Stücke gleichwertig, so schon gleich das dem Schreinermeister Meier zugeschriebene Drama „Hermann der Cherusker", das eine wunderbare Kenntnis einer gewissen Art „Volkspoesie" verrät, so die allverbreiteten Lieder „Ich bin der alte Ahasver", das „Lied der Hausknechte", der „Maler Schrumche", das „Menschenlied", das Lied vom „Diogenes". Vieles ist ja auch reine Ulkpoesie, studentischer höherer Blödsinn, aber Eichrodt hatte zweifellos Recht, wenn er meinte, daß in Bier und Unsinn ein „erzieherisches Moment" läge. Als politisch-satirischer Dichter ist er schon in der „Wanderlust" und als „Buchbinder Treuherz" aufgetreten; später hat er noch das höchst vortreffliche „Letzenburger Nationallied" geschaffen, das eine der gelungensten Verspottungen des charakterlosen Partikularis-

mus ist. Seine „Lyrischen Karikaturen“ endlich dürften die ersten Proben jener parodistischen Lyrik sein, die durch Übertreibung des Charakteristischen die „berühmten Muster“ lustig verspottet: Schiller, Goethe, Matthisson, Novalis, Eichendorff, Heine, Annette von Droste-Hülshoff, Lenau, Redwitz, die politischen Lyriker, Geibel und die Ghaselen-Fabrikanten werden zum Teil mit großem Glück „nachgeahmt“. Im ganzen ist Eichrodts Humor jedoch mehr Gemütshumor als boshafte Satire, Gemütshumor, der mit lustiger Tollheit, die Methode hat, wechselt. Eine sehr große Erfindungsgabe, wirkliche Gestaltungskraft zeichnen diesen Humoristen aus — die Kunst, durch fürchterliche Gemeinplätze zu wirken, die er auch in hohem Grade besaß, ist doch nicht die Hauptsache. Zuletzt erkennt man auch hier den deutschen Mann mit dem warmen Herzen und reichem Geiste, der das Leben seines Volkes und seiner Zeit kräftig mitlebt.

Eben den deutschen Mann kennzeichnet die folgende Anekdote, die er selbst berichtet: „Es war im Jahre 1860, als Napoleon III. in Baden-Baden auftrat. Abends großer Auflauf am Bahnhof, Staub von weitem, ein Dutzend Centgards zu Fuß in Reih und Glied kommen rasch daher; etliche hundert Schritte hinter ihnen Napoleon im Wagen. Die Centgards, sechsschuhige Elsässer, schreien: «Platz da, alles beiseite», ich glaube, französisch. Das liebe Publikum weicht in unanständiger Eile von der Straße; ich empöre mich und bleibe allein auf der Straße stehen, rufe auch an die Halle hinüber: «Was haben denn die Franzosen uns auf deutschem Boden zu befehlen?» Allgemeine Stille, kein Mensch regt sich und bewegt sich. Ein Gendarm steht in der Menge. Ich sage ihm: «Befehlen Sie mir doch, da weg zu gehen!» Er regt sich nicht. Die Centgards kommen ganz nahe und machen Miene, die Säbel zu ziehen. Da ruft der badische Gendarm: «Kommen Sie da herüber!» Ich gehe. Die Centgards fluchen. Ich wollte es sehr weit treiben. Was hätten die Pariser in solchem Falle getan?“ Man sieht, Eichrodt besaß schon lange vor der Reichsgründung das nationale Ehrgefühl, das noch heute nicht allzuhäufig bei uns ist, aber ausgeprägt gesetzlichen Sinn dazu, Mann und Dichter deckten sich bei ihm. Und so durfte er auch das stolze Lied singen, das hier den Schluß seiner Charakteristik bilden mag:

Und hab' ich auch nicht Land und Leut',
Nicht Herrschaft mir errungen,
Hab' ich doch Freunde, treu und fest,
Und hab' mir Ruhm ersungen.

Und ist mir nicht der Menge Lob
Und Reichtum zugeflossen,
Hab' ich doch edler Frauen Huld,
Die süßeste, genossen.

Und hab' ich nicht der Großen Gunst,
Nicht Würden aufgelesen,
So bin ich doch ein freier Mann
Mein Leben lang gewesen.

Adolf Bartels.

Friedrich Eiselein

ragt als ein beredtes Beispiel für den Grundsatz, daß humanistische Bildung der Weg zur höchsterreichbaren Allgemeinbildung ist, in unsere Zeit hinein, die, vom Idealismus des klassischen Altertums sich abwendend, größtmöglicher Verflachung der Bildung auf dem Gebiete des materiellen, sofort in greifbare Werte umzusetzenden Wissens mehr und mehr sich zukehrt. — Geboren im Jahre 1829 am 25. November in Heidelberg als Sohn des auf dem Gebiete germanistischer Studien und lokaler Geschichtsforschung, hauptsächlich über Konstanz, wohlverdienten, mannigfaltigem Schicksalswechsel ausgesetzt gewesenen Oberbibliothekars Joseph — oder wie er sich selbst nannte — Josua Eiselein, besuchte er das Gymnasium in Donaueschingen und darauf das Lyceum in Karlsruhe. Namen wie Laubis, Süpfle, Kärcher, deren Träger auf diesen Schulen ihn unterrichteten, bilden die aussichtsfreudige Prognose für sein späteres Wirken in badischen Gelehrtenschulen. Seine Sturm- und Drangperiode fällt in eine gefährliche Zeit, und nie erlosch in dem Manne, dessen Lebenssignatur Treue war, die Dankbarkeit für den damaligen Lyceumsdirektor Gockel in Karlsruhe, der den unerfahrenen Jüngling durch die Macht seines Ansehens in den Tagen des badischen Aufstandes vor den ihn umbrandenden Wogen des Treubruches zurückriß. Im Jahre 1849 bezog er die Universität Freiburg zum Studium der klassischen Philologie und wirkte nach glänzend bestandenem Examen als Lehramtspraktikant von 1852 bis 1860 auf den höheren Bürgerschulen in Villingen und Konstanz. 1860 wurde er an das Lyceum in Konstanz versetzt, wo er, 1863 zum Professor ernannt, bis zu seiner wegen vorgerückten Alters und leidender Gesundheit im Jahre 1889 erfolgten Zurruhesetzung Generationen von Schülern in allen Zweigen des Wissens, vorzüglich in den klassischen, aber auch in den lebenden Sprachen, in Geschichte und Mathematik unterrichtete. Kein Gebiet der

auf höheren Schulen gepflegten Lehrfächer war ihm fremd, ganz besonders aber war es die lateinische Sprache, deren Geist sich so sehr mit seinem Denken und Empfinden verschmolzen hatte, daß er, ein arbiter elegantiarum, selbst die modernsten Begriffe und Vorkommnisse in ein schönes lateinisches Gewand zu kleiden wußte. Im Unterricht in den alten Sprachen hat er neben der scharfen Einprägung der Formen es verstanden, den Schüler in die anfänglich so fremd und dunkel scheinenden Gänge der Sprachlogik hineinzuführen, ohne daß dabei der Inhalt der gelesenen Schriftstellen zu kurz gekommen wäre. Die ἅπαξ λεγόμενα und die ganz vereinzelt vorkommenden Konstruktionen und Redensarten waren ihm so geläufig wie das Alltägliche in der Sprache, und manchmal, wenn bei Prüfungen ob der sprachlichen Verwegenheit der Antwort eines Schülers die Stirne des prüfenden Direktors oder gar Kommissärs sich umwölkte, hat Eiselein aus dem von ihm selbst unmittelbar gehobenen reichen Schatze der Lektüre, die Belegstelle für die klassische Gangbarkeit eines selten betretenen Sprachpfades zur Überraschung des Prüfenden und zum Stolze der Prüflinge beigebracht. Aber nicht bloß Wissen und Anwendung des Erlernten hat der ausgezeichnete Mann seinen Schülern zugänglich gemacht; ebenbürtig mit seinem unterrichtenden, war auch sein erzieherischer Einfluß. Wo es sich darum handelte, die Heiligkeit eines gegebenen Wortes einzuschärfen, den Unterschied ewiger Grundsätze von zeitlichen Vorteilen und den Vorzug der ersteren vor den letzteren zum Bewußtsein zu bringen, Mitleid mit der Not des bedrängten Mitmenschen wachzurufen und zu werktätiger Hülfe zu begeistern, da war die Methode Eiselein so überzeugend, so hinreißend, so plastisch, daß schon längst ergraute Männer es noch wörtlich erzählen können, mit welchen Hinweisen, Beispielen und Schlußfolgerungen er die Liebe und Begeisterung für alles Edle und Schöne ins jugendliche Herz gesenkt und die Keime alles Gemeinen darin erstickt hat. Wohltätigkeit war ein hervorragender Zug seines Herzens; wenn es galt, fremde Not zu lindern oder armen Schülern eine Freude zu machen, gab er mit vollen Händen. Er war ein überall gerne gesehener Gesellschafter; die anspruchslose Art seines Wesens ließ ihn aber am Salon vorbei in bescheidene Räume gehen und der einfache Handwerksmann war ihm ein ebenso lieber Genosse wie der Gelehrte von glänzendem Rufe. Es war eine Lust, ihn aus dem reichen Schatze seines Wissens an solchen Abenden, wo er seine bescheidene Gesellschaft aufgesucht hatte, erzählen zu hören, und wenn er, ohne alle Überhebung

in schlichtem Gesprächstone, insbesondere das Gebiet der Heimatsgeschichte, in welcher er über eine außergewöhnliche Detailkenntnis verfügte, betrat oder Bedeutung und Ableitung deutscher Worte und Redensarten auseinandersetzte, da vermochte er auch dem gleichgültigsten seiner Zuhörer ein Interesse einzuflößen. Wenn die Versuchung an ihn heranrückte, Mißstände zu charakterisieren, bot ihm die Originalität seines Wesens manch ungewöhnlich scharfen Ausdruck, und unedle Beweggründe im Handeln seiner Mitmenschen unterzog er harten Geißelhieben seiner Ironie. Er war ein begeisterter Naturfreund; mit einer frischen Blume im Knopfloch oder auf dem Hut konnte man ihm mehr Freude machen als mit einem Kunstwerk aus Menschenhänden. Weit hinein in den Kanton Thurgau pflegte er seinen Wanderstab zu tragen, und Land und Leute dort boten ihm mannigfache Anregung, der u. a. seine am Abend seines Lebens geschriebene, im 1898er Heft des Bodenseegeschichtsvereins veröffentlichte quellenmäßige Darstellung „Die Gefechte bei Schlatt, Andelfingen und Dießenhofen und die Erstürmung der Stadt Konstanz durch die Franzosen am 7. Oktober 1799" ihren Ursprung verdankt. Weiter ist er noch mit einer Beilage zum Konstanzer Lyceumsprogramm 1868 über „Komposition der Nomina in der griechischen Komödie", einem schätzbaren Beitrag zur griechischen Etymologie, literarisch an die Öffentlichkeit getreten. Eiselein war ein treuer Sohn seiner Kirche, zu der er, zugleich mit seiner im Ordensstand lebenden Schwester, durch seine im Jahre 1853 in der Hauskapelle des Erzbischofs Hermann v. Vicari vollzogene Konversion übergetreten ist; und — ein Mann von unerschütterlichen Grundsätzen — auch in schweren Zeiten hat er ihr nicht den Rücken gekehrt. Frischen Geistes und mit seltener Lebensenergie den bei ihm anpochenden Gebrechen der Jahre trotzend, näherte er sich dem Greisenalter und erst der Heimgang seines im Spätsommer 1899 in Konstanz verstorbenen Bruders, des Landgerichtspräsidenten Karl Eiselein, an dem er mit wahrer Verehrung und inniger Zuneigung hing, ließ eine, wie auf das Gefühl von Vereinsamung zurückzuführende Änderung seines Wesens nicht verkennen. Am 6. März 1900 ist er diesem im Tode gefolgt. K. v. R.

Karl Eiselein

wurde am 16. März 1831 zu Heidelberg als Sohn des Oberbibliothekars Josef Eiselein und dessen Ehefrau Antonie, geb. Rehsteiner geboren. Er besuchte die Volks- und Mittelschule in Donaueschingen, das

ihm zur Heimat wurde. Von 1849 bis 1851 absolvierte er die zwei obersten Mittelschulklassen im Lyceum zu Freiburg und wählte hier, nach anfänglicher Neigung zur Philologie auf den Rat eines seiner Lehrer die Rechtswissenschaft zum Lebensberuf. Die Studienzeit brachte er in Freiburg zu. Unterbrochen wurde das Universitätsstudium durch den Militärdienst, den er im Sommer 1852 im Infanteriebataillon zu Konstanz ableistete. Nachdem er 1856 und 1859 die beiden juristischen Prüfungen bestanden hatte, war er als Aktuar und Amtsgehülfe bei verschiedenen badischen Staatsbehörden und bei dem Anwalt Grimm in Pforzheim tätig, bis er 1864 bei Einführung der neuen Justizorganisation zum Amtsrichter in Kork ernannt wurde. 1867 Assessor, 1868 Rat, 1874 Mitglied des Appellationssenates am Kreisgerichte in Offenburg, 1881 Oberlandesgerichtsrat, 1884 Direktor beim Landgerichte zu Waldshut, wurde E. 1885 in gleicher Eigenschaft zum Landgericht in Konstanz versetzt, zu dessen Präsidenten er 1897 ernannt ward, bis nach zweijähriger Tätigkeit der Tod ihn am 6. August 1899 abrief. Sein Lebensweg war nicht leicht. In engen Verhältnissen aufwachsend, steckte er sich von früh an das Ziel, der verehrungswürdigen Mutter, welche die fünf Kinder erzog, und seinen Schwestern als Mann eine Stütze zu werden. Von einem Jugendfreund wird der Dahingeschiedene als ein stiller und im großen und ganzen verschlossener Knabe geschildert, der zwar vom Kampf und Spiel der Kameraden sich nicht ausschloß, aber auch da ernst blieb und nur leise in die Fröhlichkeit der andern einstimmte. Schon in der Jugend lernte er entsagen. Die früh geübte Tatkraft äußerte sich auch in der Konzentration seiner Tätigkeit auf das erwählte Studium und den Beruf. Vom Beginn des Universitätsstudiums an fand die ursprüngliche Neigung zur Philologie keinen Ausdruck mehr und einer starken Neigung für Geschichte wurde kein Einfluß auf den Studiengang verstattet. Der Rechtswissenschaft weihte er alle Tätigkeit und alles Interesse; vom Beginn seiner amtlichen Laufbahn widmete er sein ganzes Können nur dem Amte. Gegen sich selbst war er hart; sein Körper mußte ohne Arzt mit Krankheit fertig werden; zu spät wurde bei dem Leiden, dem er erlag, ärztliche Hülfe in Anspruch genommen. Er blieb unverheiratet. In dem kleinen Kreise der Männer, in dem er allabendlich nach getaner Arbeit kurze Erholung fand, war er wegen seiner Offenheit und Wahrheitsliebe und der Beteiligung am Gespräch mit wenigen, aber treffenden Bemerkungen gerne gesehen und hoch geschätzt. Wer länger mit dem Dahingeschiedenen

verkehren durfte, lernte auf dem Grunde des schlichten, so bescheidenen und anspruchslosen Wesens die Vornehmheit der Gesinnung und die schon den Jugendfreunden sich erschließende Reinheit des Charakters erkennen und fühlte sich in Verehrung zu ihm hingezogen. Zum vollen Bilde des Mannes gehört auch der Zug, daß er im stillen Wohltätigkeit übte. So einsam sein Leben, war auch sein Sterben. Gegen Teilnahme nahezu ablehnend, kämpfte er die Leiden der letzten Tage und Nächte für sich allein durch. Er ist in tapferer Ergebung gestorben. In der Hingabe an den Dienst, in der hohen Auffassung seines verantwortungsvollen Amtes, in selbstloser Pflichttreue und rastlosem Fleiße war er den Amtsgenossen ein leuchtendes Vorbild. Den reichen Schatz von Kenntnissen, den er sich durch gründliches Studium erworben, wußte er durch rege Berührung mit den Ergebnissen fortschreitender Wissenschaft und Praxis stetig zu mehren. Und doch hatte er nie das Bedürfnis, mit diesen Kenntnissen zu glänzen, und er vergaß keinen Augenblick, daß seine ganze wissenschaftliche Ausbildung nur ein Rüstzeug sei für richtigen Entscheid in der lebendigen Praxis. So peinlich sorgfältig, ja fast pedantisch gründlich der Verstorbene in der Vorbereitung der Sitzung war, so schwer ihm hier manchmal ein scheinbar selbstverständlicher Entschluß wurde, so spielend leicht und doch so fest und klar führte er den Vorsitz in öffentlicher Verhandlung. Dort bewährte sich die ihm eigene hohe Begabung raschen scharfen Blickes, der den Dingen auf den Grund sieht und den Kern der Wahrheit aus dem umhüllenden Beiwerk herauszufinden weiß. Aber auch diese juristische Meisterschaft verdrängte in ihm nie den warmfühlenden Menschen. So fest seine ordnende Hand auch waltete, so freundlich, nachsichtig und geduldig behandelte er die vor Gericht Stehenden, so sehr gewährte er denselben ein freies und ausgiebiges Wort, und seine herzgewinnende Milde machte das Urteil für die Betroffenen weniger schwer fühlbar. Manche Ermahnung zum Frieden oder zur Besserung trug sicher gute Frucht. Mitten aus der amtlichen Tätigkeit ist er dahingeschieden, und der Gedanke, daß es ihm erspart blieb, herauszutreten aus dem ihn ganz erfüllenden Berufe, um sein Leben zu beschließen, hat etwas Versöhnendes. Eiselein war ein charakterfester Mann, frei von Ehrgeiz und Neid, unabhängig und vornehm in seiner Gesinnung, ein warmer Freund von Volk und Vaterland, keines Menschen Feind, still und schlicht — so ging er seines Weges und so schied er. Sein Wirken war vielen zum Segen. (Karlsruher Zeitung 1899, Nr. 254, und Biograph. Jahrbuch IV, 279.)

Christian Jakob Wilhelm Eisenlohr

war am 18. April 1847 in Pforzheim geboren. Er studierte Medizin, wurde Assistent Friedreichs in Heidelberg und kam 1875 ebenfalls als Assistent an das alte Allgemeine Krankenhaus nach Hamburg. Während der Erkrankung des Oberarztes desselben, Dr. Goldschmidt, übernahm er längere Zeit in stellvertretender Weise dessen Abteilung. 1887 wurde er zum Oberarzt der Abteilung für innere Medizin des neu begründeten Eppendorfer Krankenhauses gewählt und stand ihr bis Anfang des Jahres 1896 vor. Mehrere Jahre war er Vorsitzender des ärztlichen Vereins. Seine hingebende Tätigkeit im alten Allgemeinen Krankenhause während der Choleraepidemie 1892 wird für alle Zeiten unvergessen bleiben. Bald darauf zeigten sich bei ihm die Erscheinungen eines schweren Kehlkopf- und Lungenleidens, gegen das er vergeblich Heilung durch Aufenthalt im Süden suchte. Auf Madeira fand der in den letzten Jahren unsäglich körperlich und seelisch Leidende durch eine plötzliche Verschlimmerung seiner Krankheit die dauernde Ruhe; er starb am 18. November 1896 zu Funchal. Eisenlohr war ein Mann von seltenen Gaben des Geistes und Charakters, der in der Wissenschaft durch die Gründlichkeit und Gediegenheit seiner Untersuchungen sich einen dauernden Platz neben den ersten Meistern seines Spezialfaches, der Neuropathologie, geschaffen hat. Seine Schüler schätzten und verehrten ihn als einen stets anregenden, gütigen Lehrer und warmen Freund. (Karlsruher Zeitung vom 24. November 1896.)

Gustav Ekert

war der Sohn eines Volksschullehrers, dem er in Rastatt am 4. Oktober 1824 geboren wurde. Nach vollendeten Studien 1848 unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen, leistete er seine ersten Dienste während der badischen Revolutionszeit und sodann in der für einen Verwaltungsbeamten noch weit schwierigeren Periode der politischen Reaktion. Als Aktuar des Untersuchungsrichters über hochverräterische Unternehmungen, sowie nachher als Gehülfe des Staatsanwalts in Freiburg zeigte der junge Jurist viele Energie neben taktvollem Vorgehen. Als nach dem Tode des Großherzogs Leopold 1852 der erste Konflikt zwischen Staats- und Kirchengewalt sich entspann, mußte Ekert als Polizeiamtmann am Sitze des Erzbischofs manche Exekutionen gegen hohe und

niedere Kleriker vornehmen, welche ebensogroße Klugheit wie Festigkeit erforderten. Er erwies sich auch hier seiner Aufgabe vollkommen gewachsen. Nach zehnjähriger Verwendung im Justiz- und Verwaltungsdienst erhielt Ekert 1858 den wichtigen und ehrenvollen Posten des Direktors am Männerzuchthaus in Bruchsal übertragen. Dies wurde nun sein Lebensberuf. Das Zellengefängnis (Männerzuchthaus) Bruchsal, am 10. Oktober 1848 eröffnet, erlangte schon unter seinen zwei ersten Direktoren, Diez und Füßlin, den Ruf einer Musteranstalt und war lange Zeit hindurch das Mekka für alle zum Studium des Gefängniswesens herumreisenden Persönlichkeiten. Von ganz Europa und weiter her pilgerte man dahin, um zu sehen und zu lernen. Andrerseits fehlte es auch nicht an Widersachern des im Bruchsaler Zuchthaus ein- und durchgeführten Zellensystems und es war beim Dienstantritt Ekerts bereits eine eigene ansehnliche Literatur darüber vorhanden. Der junge Direktor arbeitete sich rasch in den neuen Dienst ein und im Kampfe der Geister über das beste Haftsystem gelangte er bald zu der Überzeugung, daß der individualisierende Strafvollzug auf Grundlage der Einzelhaft, konsequent gehandhabt, der beste und erfolgreichste sei. Mit seinem ganzen Können und Wissen, in Wort und Tat trat er fortan für diese Überzeugung ein und da er mit kritischem Auge erkannte, daß nur durch Zusammenschluß und Zusammenwirken gleichgesinnter Kräfte eine Verbesserung und Hebung des fast in jedem deutschen Bundesstaate anders gestalteten und zum Teil sehr im argen liegenden Gefängniswesens zu erzielen sei, so vollbrachte er schon in der Anfangszeit seines Wirkens zu Bruchsal eine Tat, die allein schon genügt hätte, um ihm für alle Zeiten ein bleibendes Verdienst zu erwerben: die Gründung des „Vereins der deutschen Strafanstaltsbeamten“. Die historische Wahrheit verlangt indessen, hier noch zwei andere äußerst verdiente Beamten des Zuchthauses zu erwähnen, welche mit allem Recht mindestens als Mitbegründer des Vereins betrachtet werden wollen, den Geheimen Hofrat Dr. Gutsch, damals Hausarzt, und Oberrechnungsrat Bauer, Verwalter an der Anstalt, wo letzterer den Gewerbebetrieb auf die Höhe allgemeiner Vorbildlichkeit brachte. Bauer hat ein treffliches Buch darüber geschrieben. Am 18. Mai 1864 wurde in engerem Kreise unter Ekerts Ägide der genannte Verein konstituiert, der bald zahlreiche Mitglieder gewann, sich bis heute als lebensfähig erweist und das gesamte Strafvollzugswesen mächtig gefördert hat. Der Zweck des Vereins verfolgte vor allem die Anbahnung einer einheitlichen und gleichförmigen Entwicklung und Ausgestaltung

des praktischen Strafvollzugs in allen seinen Teilen, sowie die Weckung und Erhaltung eines fachmännischen Gemeingefühls. Diesem Zwecke sollten die statutenmäßigen periodischen Vereinsversammlungen dienen (durch mündlichen Gedankenaustausch mit reichhaltigen Tagesordnungen), sodann die Schaffung eines Vereinsorgans, der rühmlich bekannten „Blätter für Gefängniskunde“, von denen unter Ekerts Redaktion (bis 1892) 26 Bände erschienen sind. Dieselben bilden eine wahre Fundgrube des Wissens für alle in das Gefängnisfach einschlägigen Gebiete, Verwaltung, Arbeitsbetrieb, Gefängnishygiene, Seelsorge und Bildungswesen, Verbrechensprophylaxe und Schutzwesen für entlassene Sträflinge. Hervorragende Männer der Praxis und der Wissenschaft unterstützten durch Beiträge die Bestrebungen der Vereinsleitung und der Redaktion, Direktoren, Ärzte, Geistliche, sonstige Gefängnispraktiker, aber auch bedeutende Vertreter der Strafrechtswissenschaft. Ekert hat es aber auch ausgezeichnet verstanden, Propaganda für seine Ideen zu machen. So verbanden sich Theorie und Empirie zu fruchtbarem Schaffen. Als im Spätjahr 1878 das neue, unter Ekerts Mitwirkung erbaute Landesgefängnis in Freiburg eröffnet wurde, siedelte er als Direktor dieser nach den besten Mustern eingerichteten Anstalt ebenfalls dahin über. Kurz zuvor hatte die preußische Regierung ihm die Vorstandsstelle an der neuen großen Strafanstalt Plötzensee bei Berlin angeboten, Ekert aber den Ruf nicht angenommen. Auch in Freiburg war Ekert bemüht, einen mustergültigen Dienstbetrieb herzustellen, der um so schwieriger zu gestalten war, als diese Anstalt nur zum Vollzug von vorherrschend kurzzeitigen Gefängnisstrafen bestimmt war. Als Direktor verlangte Ekert von seinen Untergebenen strengste Pünktlichkeit bis ins kleinste. Er selbst war geradezu groß in der Wahrnehmung des Kleinen; er kannte jeden Nagel in der weitläufigen Anstalt und das Wort: «Minima non curat praetor» wurde von ihm perhorresziert. Dagegen gestattete er den höheren Beamten, unter welchen ihm sowohl in Bruchsal wie in Freiburg einige ganz hervorragende Männer zur Seite standen, eine weitgehende Selbständigkeit und Spontaneität des Schaffens, unbeschadet der Einheit des Dienstes. Während sonst als eine Hauptaufgabe und Machtbefugnis des Direktors die ständige Kontrollierung der Anstaltsbeamten betrachtet wird, hätte Ekert es als eine Kränkung seiner Mitbeamten aufgefaßt, wenn er durch übertriebenen Gebrauch des Aufsichtsrechtes einen Mangel an Vertrauen zu ihrem Pflichteifer, zu ihrer Ehren- und Gewissenhaftigkeit hätte bekunden wollen. Dadurch erreichte

er aber gerade, daß man ihn um so lieber als „Direktor" respektierte, daß jeder mit Lust und Liebe in seinem speziellen Gebiete arbeitete, ja daß mancher Beamte seine eigenen Erfolge und Verdienste neidlos in den alleinigen Ruhmeskranz des Direktors einflechten ließ. Ekert war seiner geistigen Befähigung nach kein Genie, auch kein Redner und kein geistreicher Schriftsteller, aber im Besitze einer gediegenen allgemeinen Bildung und ein Idealist in der Erfassung sowohl seines persönlichen Berufes als der Aufgabe des Strafvollzugs überhaupt. Die geistigen Besserungsfaktoren stellte er hoch über den Arbeitszwang und das Arbeitserträgnis der Sträflinge. Die Anstalt sollte keine Fabrik sein. Ebenso haßte er jede handwerksmäßige Dienstschablone. Eine neue Aufgabe erwuchs dem Direktor und einzelnen höheren Anstaltsbeamten im Jahre 1886 infolge der Einführung besonderer Lehrkurse für richterliche Beamte (Gefängnislehrkurse) an dem Freiburger Landesgefängnis. Dieselben bestehen in Vorträgen mit praktischen Demonstrationen über alle Zweige des Gefängniswesens, der Verbrechensverhütung und des Schutzwesens, erfreuen sich stets einer zahlreichen Beteiligung und haben bald in andern Staaten Nachahmung gefunden. — Neben der Redaktion des Vereinsorgans hatte Ekert auch noch Zeit und Veranlassung zu kleineren literarischen Arbeiten. Er schrieb, namentlich in der ersten Zeit, zahlreiche Gutachten für Vereinsversammlungen, kritische Anzeigen u. dgl. Im „Handbuch des Gefängniswesens", herausgegeben von Frz. von Holtzendorff und E. von Jagemann (1888), stehen zwei Beiträge unter seinem Namen (VI. Buch, Abschnitt I, S. 56—93, über „Gefängnisdisziplin und Individualisierung"). Dem unermüdlich tätigen und strebsamen Manne fehlten aber auch nicht reiche Ehren und Auszeichnungen. Seine Brust war geschmückt mit zahlreichen Orden. Fast jede Vereinsversammlung trug ihm als dem Präsidenten einen Orden ein. Ausländische Gefängnisgesellschaften, z. B. die Howard Association in London, die Société générale des prisons in Paris, der schweizerische Verein für Straf- und Gefängniswesen, ernannten ihn zum Ehren- oder korrespondierenden Mitglied. Das Jahr 1879 brachte ihm den Titel und Rang eines badischen Geheimen Rats III. Klasse. Anläßlich des 25jährigen Vereinsjubiläums, welches 1889 in Freiburg stattfand, wurde er von der juristischen Fakultät der dortigen Universität durch Ernennung zum Ehrendoktor ausgezeichnet, wie es im Diplom heißt, als «de disciplina in custodiis observanda egregie meritus». Damals hatte Ekert den Höhepunkt seiner Tätigkeit und seines Ruhmes

erreicht. Nur zu bald ging es abwärts mit seiner Schaffensfreudigkeit, weil abwärts mit seiner Gesundheit. Nervöse Krankheitszustände, zu denen der Grund schon früher gelegt war, traten immer lästiger auf und machten ihm den Dienst zur Qual. Wehmütig klagte er oft darüber, daß er nicht mehr könne, wie er wollte. Dazu kamen noch andere Verhältnisse, die ihm den Gedanken an den Rücktritt nahe legten. Im Frühjahr 1891 wurde er auf Ansuchen in ehrenvollster Form und unter Verleihung des Eichenlaubes zum Kommandeurkreuz II. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen in den Ruhestand versetzt. In Freiburg, dem Geburtsorte seiner Frau, ließ er sich in einem ruhigen und stillen Heim zum Genuß des wohlverdienten «otium cum dignitate» nieder. Leider sollte es nicht von langer Dauer sein. Das Nervenübel, gegen das er vergeblich da und dort Heilung gesucht hatte, verschlimmerte sich von Tag zu Tag und eines Morgens, am 3. Juni 1892, traf uns die Schreckenskunde: „Ekert ist nicht mehr". In geistiger Umnachtung war er aus dem Leben geschieden. — Ekerts Bedeutung für die Allgemeinheit liegt in seiner Stellung zum Strafvollzug. Unter den Reformatoren derselben glänzt sein Name in erster Linie. Er war ein Apostel der Einzelhaft und sein ceterum censeo blieb bis zuletzt: „Solange dieses System nicht einheitlich in allen Staaten besteht, und zwar angefangen in der Untersuchungshaft und fortgesetzt am Strafort, angewendet schon in den kleinsten Gerichts- und Polizeigefängnissen für Strafen von kürzester Dauer, solange wird und kann die Freiheitsstrafe die von ihr erhofften Erfolge nimmermehr erzielen". Überdies aber haben insbesondere die Strafanstaltsdirektoren allen Grund, den Namen „Ekert" in allezeit dankbarem Gedächtnis zu bewahren; denn er hat diesen Beamtenstand bezüglich seiner Wertschätzung außerordentlich emporgehoben und zur Geltung gebracht. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß diese moralische und materielle Hebung von selbst erfolgen mußte, sobald man auch von oben herab immer mehr darauf drang, daß der Gefängnisdienst durchgeistigt, auf wissenschaftlicher Grundlage vertieft und sein Gesichtskreis erweitert werde. Die Zeit ist vorüber, wo ein preußischer Gefängnisbeamter in den „Blättern für Gefängniskunde" die Behauptung wagen durfte: „Der gebildete preußische Unteroffizier ist der geborene Strafanstaltsdirektor". Jetzt werden an die Vereigenschaftung der Bewerber höhere Anforderungen gestellt, jetzt sehen wir auch dem Zuchthaus- und Gefängnisdirektor einen Rang und eine Stellung eingeräumt, von der man vor 40 Jahren sich noch nichts träumen ließ. Krauß.

Bernhard Erdmannsdörffer.

Fast gleichzeitig mit dem heiligen römischen Reich ist auch die alte Heidelberger Hochschule einer Auflösung entgegengegangen, an geistigen und finanziellen Mitteln erschöpft. Doch in einem neuen jugendlichen Staate schlug sie neue Wurzeln. Der alte Stamm war noch geblieben, aber Blätter und Blüten, die er trieb, waren mannigfacher und anderer Art wie zuvor. An ihren Früchten nahm vor allem die Geschichte den besten Anteil. Dennoch ist an der Heidelberger Hochschule das Studium der neuern Geschichte um ihrer selbst willen, als eines Zweiges wissenschaftlichen Forschens und Lernens, noch jung. Nicht weiter geht es zurück, als auf die Wirksamkeit eines Mannes, der erst vor ein paar Jahren, um die Zeit, als die ersten Frühlingsstürme neues Leben verkündeten, neben Schlosser, Häusser und Gervinus auf dem Heidelberger Friedhofe zu Grabe getragen ward. — Bernhard Erdmannsdörffer ist am 24. Januar 1833 zu Altenburg als Sohn einer kinderreichen bürgerlichen Familie geboren. Die Erinnerungen an seine Jugendzeit waren ihm bis an sein Ende lebendig, er teilte sie andern gerne mit. Neben dem Studium der Welthändel, deren Zusammenhang er uns begreifen lehrte, ging er jederzeit auch gerne den Spuren seiner eigenen Familie nach und auch hier machte ihm jede Entdeckung, die ihm gelang, eine besondere Freude. Nach Vollendung der Gymnasialjahre bezog er im Jahre 1852 die Universität Jena, die poesievolle Hochschule seiner thüringischen Heimat. Sein uns erhaltenes mit den Studentenjahren begonnenes Tagebuch gibt uns Zeugnis, wie geistig reif und sittlich ernst der kaum zwanzigjährige Jüngling die denkwürdige Stätte betrat, wo Jahrhunderte deutschen Geisteslebens zu ihm redeten und der Zauber echten deutschen Studentenlebens ihm unvergängliche Erinnerungen mit ins Leben gab. Von starkem Bewußtsein seiner Pflichten erfüllt, hat er lange in sich Einkehr gehalten, ehe er sich entschloß, am fröhlichen Burschenleben teilzunehmen. „Es waren", so schreibt er, „Kämpfe zwischen der Liebe zu einem wahren Studentenleben und dem ernsten Zwecke meines Hierseins, der Wissenschaft. Auf der einen Seite lockt mich das schöne, freie, poetische Leben eines flotten Studenten; das Leben, das man doch wahrlich nicht aus Büchern kennen lernt, strahlt mir von seiner freundlichsten Seite entgegen; auf der andern Seite mahnt mich meine Armut ernst daran, meine Zeit treulich zur Arbeit zu benutzen, da ich ohnehin ein weites Feld zu durchlaufen habe. Auf beiden Seiten

starke Momente; ich weiß noch nicht, was das Ende sein wird." Das Ende dieser Kämpfe war, daß Erdmannsdörffer in die Burschenschaft Teutonia eintrat, daß er das freie Studententum heiter und fröhlich genoß und auch seinen Pflichten dem Ernste des Lebens gegenüber treu blieb und beides, Frohsinn und Pflichtgefühl, dauernd mit ins Leben nahm. Die Universität, heute schon ein vielfach unklarer, verworrener Begriff, trug noch ihren alten universellen Charakter auch in der Art der Bildung, die man suchte. Man berechnete noch nicht die künftigen realen Erträgnisse des Wissens, um danach den Horizont der geistigen Ziele ja nicht allzuweit zu begrenzen und die Wahl des Faches danach zu bestimmen. Erdmannsdörffer studierte Philologie. Es war damals ganz selbstverständlich, daß er auch philosophische Bildung suchte. In der Geschichte aber fand er in Droysen seinen Lehrer, der ihm die Wege zum künftigen Historiker gewiesen und geebnet hat. Mit Eifer studierte er griechische Geschichte. Die tiefe, umfassende, auch ästhetisch geläuterte Bildung, die er auf dem Boden antiken Geisteslebens empfing, blieb ihm in ihrer veredelnden und erziehenden Macht zeitlebens eigen. Ihre Spuren lassen sich auch in seiner dem modernen Staats- und Geistesleben zugewandten Gedankenarbeit immer wieder entdecken. Mit einer Dissertation: «De prytaniis atticis» hat er in Jena promoviert. Die Würde eines Doctor philosophiae — damals noch keine diplomierte Phrase war ihm kein Abschluß, sondern der Anfang weiterer ernster Studien. Er wollte seine jugendlichen Geisteskräfte nicht sofort in den oft einförmigen Gang des Berufslebens einzwängen lassen, unbemittelt, wie er war, den Kampf mit dem Leben aufnehmen. So ging er zunächst den nicht immer rosigen Weg eines Hauslehrers. Nach einem kurzen Aufenthalte auf einem ostpreußischen Gute der Familie Moltke trat er bei einer deutschen Kaufmannsfamilie in Venedig in gleiche Dienste. Die neue Stellung ließ ihm Zeit genug übrig, zum erstenmal die Eindrücke einer grandiosen Vergangenheit und die ihm schon früh verständliche Sprache der Kunst in sich aufzunehmen. Auch die „Spuren vaterländischer Geschichte in jenen zahllosen Denkmälern" wollte er verfolgen. Ein längerer Aufenthalt in dieser Umgebung hätte den für alles Schöne begeisterungsfähigen Gelehrten ohne Zweifel zu einer venetianischen Kulturgeschichte geführt. Als kleines Zeugnis für diese Interessen, zugleich als reife Frucht seiner Studien in den Schätzen der Bibliothek von S. Marco bleibt die Abhandlung: «De commercio, quod inter Venetos et Germaniae civitates aevo medio intercessit». Ein im Jahre 1888

im Heidelberger Historisch-Philosophischen Verein gehaltener Vortrag über den Fondaco dei Tedeschi und das an Schultes handelsgeschichtlichem Werke von seinen ersten Anfängen an genommene Interesse stehen noch im Bannkreise der venetianischen Eindrücke. Mit dieser Arbeit hat sich Erdmannsdörffer (1858) in Jena habilitiert. Dann trat er (1859) in die Dienste der Münchener Historischen Kommission, die jetzt zur Herausgabe der Deutschen Reichstagsakten ihre jungen Mitarbeiter in die Archive und Bibliotheken des In- und Auslandes schickte. Erdmannsdörffer fiel eine Reise nach Italien zu. Er arbeitete in Turin, Pisa und Florenz, sah zum erstenmal die ewige Stadt, die noch in alter päpstlicher Herrlichkeit, unberührt von der zudringlichen Unnatur modern charakterloser Verschönerung, den einheitlichen monumentalen Eindruck der Zeiten rein und unverfälscht genießen ließ. Über die Akten hinaus erweiterte sich sein Blick in diese seinem innern Wesen, seinem feinen künstlerischen Empfinden so bald vertraute Welt. Zum hochgebildeten Kenner der Renaissance reifte er in dieser geistigen Luft. Doch auch das moderne Italien, mitten in seinem tief gärenden, nach neuer Gestaltung ringenden Leben, verfolgte der künftige Lehrer der politischen Geschichte mit Eifer, Interesse und lehrreichem Erfolg. Eine kleine Studie über die Stellung Herzogs Karl Emanuel von Savoyen zur deutschen Kaiserwahl des Jahres 1619 brachte er aus Italien nach Hause, eine Arbeit, lebendig und frisch in der Darstellung, schon ausgezeichnet durch die Charakterisierung der handelnden Personen, neu durch einige im Turiner Staatsarchiv gemachte Funde. Mit dieser Schrift habilitierte sich Erdmannsdörffer zum zweitenmal, jetzt an der Berliner Universität, wohin inzwischen sein Lehrer Droysen berufen war. Ganz anders als man in dem Gesichtskreise von Florenz und Rom erwarten konnte, waren nun von Berlin aus Neigungen, Arbeiten und Lebensweg des Gelehrten. Er nahm zunächst an dem unter Dunckers Leitung herausgegebenen Urkunden- und Aktenwerke zur Geschichte des Großen Kurfürsten selbständigen Anteil. Schon 1864 war der erste Band der politischen Verhandlungen erschienen, vier weitere Bände tragen Erdmannsdörffers Namen. Seiner ganzen geistigen Anlage nach konnte ihm eine derartige Sammlung, trotz ihres monumentalen Umfangs, doch nur als Vorarbeit dienen. Aktenstücke des reinen Materials wegen zu sammeln war nicht seine Sache. Sie sind für ihn nur Bausteine. Aber die Art und Weise, wie er dieselben gesammelt, geordnet, behauen hat, das läßt schon die in seinem Geiste sich entwickelnden architektonischen Formen erkennen. Starke, lebensvolle und lebensfrische Gebilde steigen

aus den Akten hervor. Schon 1869 erschien Erdmannsdörffers erstes größeres darstellendes Werk: „Georg Friedrich von Waldeck. Ein preußischer Staatsmann im 17. Jahrhundert". In der preußischen Historiographie eine Tat, die mit Pufendorfs Tradition gebrochen hat, über Droysen weit hinausging. Denn auch letzterem haftete viel von jener Anschauung an, daß die Person des Großen Kurfürsten und die Idee des brandenburgischen-preußischen Staates identisch seien. Ohne diesem hervorragenden Fürsten auch nur einen Titel wahren Verdienstes zu nehmen, läßt Erdmannsdörffer ihn aus dem Olymp herabsteigen, in den Pufendorf ihn versetzt und unnahbar gemacht hat, entdeckt neben ihm und über ihm einen genialen, energischen, von originalen Ideen erfüllten Staatsmann, dessen Einfluß er psychologisch erforscht und aktenmäßig belegt. Er zeigt uns, daß auch der brandenburgische Kurfürst ganz durch seinen Minister geleitet war, daß der Graf von Waldeck „der erste gewesen ist, der den allgemeinen nationalen Beruf des preußischen Staates praktisch erkannt hat". Zeigt sich schon hier auf dem Boden des Staatslebens Erdmannsdörffer als einen feinsinnigen psychologischen Analytiker, so finden diese reichen Anlagen in Verbindung mit einer umfassenden literarischen und ästhetischen Bildung ihren Weg in die geheimnisvollen Tiefen, aus denen das Seelenleben der Völker und Zeitalter in poetischen Äußerungen hervorquillt. Neben dem Grafen Waldeck erscheint gleichzeitig in den Preußischen Jahrbüchern (1870) eine Studie über „Das Zeitalter der Novelle in Hellas". Er untersucht, welche Stellung die literarische Gattung der Novelle im Zusammenhange der Literatur- und Kulturgeschichte einnimmt. In der Analogie der Erscheinungen in Hellas, im Zeitalter der sieben Weisen und in jenem der Kreuzzüge will er uns die Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemütes zeigen und lehren, wie aus einem Stamme in zwei weitentlegenen Kulturperioden Erscheinungen von völlig entgegengesetzter Wirkung entspringen. Selbst erfüllt von poetischer Empfindung durchschaut er die Ideenkreise jener Zeiten, aus denen er uns die Erzählungskunst als bedeutsamen kulturhistorischen Faktor klar macht. Mehr als sein großes Lebenswerk ist diese kleine, nur zu wenig gekannte Schrift geeignet, Erdmannsdörffers Geistes- und Seelenarbeit in ihren feinsten Zügen zu erkennen. Sie gibt uns — man darf wohl sagen — den Schlüssel zu seinem tiefinnersten Wesen. Während dieser Berliner Zeit pflegte Erdmannsdörffer einen geistig anregenden Verkehr mit gleichgesinnten Freunden, unter denen besonders Dilthey und Hermann Grimm ihm zeitlebens treu ge-

blieben sind. Auch die politischen Wogen jener Tage des preußischen Konflikts, in dessen Kämpfen die gewaltige Figur Bismarcks dem vollen Verständnis Erdmannsdörffers nahe trat, schlagen an die stille Studierstube des Gelehrten. Erdmannsdörffer ist in Politik niemals thätig gewesen, doch er lernte aus ihr, er hielt auch politische Schulung zum Verständnis der neuern Geschichte für notwendig. Aber niemals ist ihm Politik Zweck seiner Arbeiten gewesen. So wartete er, nicht immer froh gestimmt in der Geduld des Privatdozenten, auch nicht ohne resignierenden Humor, die Entscheidungen seines Lebens ab. Der Ernennung zum außerordentlichen Professor waren bald (1871) seine Berufung als Ordinarius nach Greifswald, an Noordens Stelle, und nach Breslau (1873) gefolgt. Von Heinrich von Treitschke empfohlen, übernahm er an Ostern 1874 den Lehrstuhl für neuere Geschichte an der Heidelberger Hochschule. Die großen Traditionen dieses Amtes sollte er nun aufnehmen. Er tat es mit Ehren und mit Erfolg, doch in anderer Form und Weise, als man es hier gewohnt war und von ihm erwartete. Als Forscher, Geschichtsschreiber und Lehrer war Erdmannsdörffer hier eine neue Erscheinung, die unter der Macht der Tradition nur langsam, aber sicher sich Geltung verschaffen konnte. Langsam reiften vor allem die reichen Früchte seines literarischen Schaffens. Erdmannsdörffer schrieb leicht. Aber dieses gottbegnadete Talent hat er niemals zur Vielschreiberei ausgenützt. Was er uns gab, war der Ausdruck langer Gedankenarbeit. Auch seine kleineren Studien über Luise Henriette von Orleans, die Gattin des Großen Kurfürsten (in der Zeitschrift für preußische Geschichte 1878), über den letzteren eine biographische Skizze (im Neuen Plutarch 1878), sind Ergebnisse weit zurückreichender Studien. Dennoch spricht aus ihrer Form ursprüngliche Frische, kunstvoll und natürlich zugleich. Erst von 1892 an erschien seine „Deutsche Geschichte vom westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen 1648—1740“ in zwei Bänden, ein Werk, das seinen Verfasser in die Reihe unserer ersten Geschichtsschreiber gestellt hat. Eine Periode deutscher Geschichte, die im Hinblick auf die vollkommene Zerfahrenheit aller politischen Verhältnisse eine einheitliche Betrachtung unmöglich zu machen schien, hat der Geschichtsschreiber unter scheinbar müheloser Beherrschung des umfangreichen, vielgestaltigen Stoffes zu einem in sich abgeschlossenen literarischen Kunstwerk verarbeitet. Er hat uns von der Anschauung geheilt, daß diese Zeit für uns eine verlorene sei, uns gezeigt, wie dem Zeitalter des dreißigjährigen Krieges als der zertrümmern-

den Gewalt die Macht ordnender Arbeit folgt, der aus dem Boden der Zerstörung gerettete Keim neue Blüten treibt, neue politische Ideen und schöpferische Gedanken entwickelt. Was Erdmannsdörffer in seiner Abhandlung „Zur Geschichte und Geschichtsschreibung des dreißigjährigen Krieges" (Historische Zeitschrift 14) von gerechter Beurteilung verlangt, hat er in seinem Werke selbst erfüllt. „Unsere Billigung", sagt er, „reicht nicht bis zu den oft ganz anders gearteten Motiven der einzelnen, nicht zu den positiven Idealen, welche diesen Kämpfern vorschweben mochten, nicht zu den Mitteln, die sie für dieselben in Bewegung setzten. Für diese haben wir, frei von jedem bindenden subjektiven Verhältnis einer Gesinnungs- oder Interessengemeinschaft, nur die Aufgabe objektivster Entwicklung aus den gegebenen Bedingungen zu Erklärung und Verständnis." Von Erdmannsdörffer wird man das Urteil wiederholen können, das Johannes von Müller über Schillers dreißigjährigen Krieg abgegeben hat, „dem man nicht ansehen könne, unter welcher Partei er gelebt, unter welcher er geboren". Objektivität ist der Grundzug des Erdmannsdörfferschen Werkes. Wie anders hätte Treitschke, seiner starken Empfindung unterliegend, gerade diese Periode deutscher Geschichte behandelt! Und doch ist bei aller Ruhe des Urteils, die Erdmannsdörffer aus der Rankeschen Schule geerbt, sein Werk von lebensvoller Wärme beseelt, gerecht auch die Bedeutung der kleinsten Figuren würdigend, ein Meisterstück der Erzählungskunst. Langsam hat sich Erdmannsdörffer auch als akademischer Lehrer Bahn gebrochen. Viele, die ihn jetzt hörten, lebten noch unter den frischen Eindrücken der Prophetensprache Treitschkes, in manchen war die Erinnerung an Ludwig Häusser noch lebendig. Hier Vergleiche zu ziehen, nur von Tradition zu reden, hieß an der geistigen und wissenschaftlichen Selbständigkeit des neuen Lehrers zweifeln und ungerecht sein, da Häusser so wenig die Traditionen Schlossers aufgenommen, als Treitschke ganz in Häussers Ideenkreisen wandelte. Ein jeder war in seiner Art auch als Lehrer hervorragend und Erdmannsdörffer reihte sich ihnen ebenbürtig an. Die Vergleiche verstummten, sobald man einmal die Eigenart Erdmannsdörffers erkannte und durch ihn verstehen lernte, daß die politischen und sozialen Bedingungen, unter denen Häusser und Treitschke lehrten und die jugendlichen Herzen begeisterten, überwunden waren. Die Zeit des Prophetentums war vorüber. Auch der unserem Verständnis heute so fremd gewordene Schlosser, „als einer der wirkungsreichsten historisch politischen Lehrmeister unseres deutschen Bürgertums in einer entscheidungsvollen Periode seines

Kampfes um sein Recht", war ein Sprecher für seine Zeit. Den Wandel der Geschichtsauffassung, der Bedingungen ihrer Wirkung in Lehre und Schrift, hat uns Erdmannsdörffer gerade aus diesem Manne heraus, in seiner Gedächtnisrede zur Feier von Schlossers hundertjährigem Geburtstage, in geistvoller und gerechter Weise klar gemacht. Und doch teilte auch der neue Geschichtslehrer mit seinen Vorgängern das Beste. Mit Schlosser, dem Dantekenner, war er durch seine umfassende Bildung und hohe sittliche Auffassung der Geschichte verwandt, ohne die rigorose Art, welche den Geschichtsschreiber zum moralisierenden Richter über die Vergangenheit macht, ohne die subjektive Empfindung, die unter dem Einflusse des Gemüts die Dinge betrachtet. Geistig vornehm wie Schlosser war auch Erdmannsdörffer, doch frei von „niedriger Einschätzung all dies Weltwesens". Auch einen „schlechten Kerl", wenn er nur interessant und von geschichtlicher Bedeutung war, hielt er des ernsten Studiums wert. Als Meister der Erzählung stand Erdmannsdörffer ebenbürtig neben Häusser, Vaterlandsliebe und glühende Begeisterung teilte er mit ihm und Treitschke, ohne die politische Praxis des einen und die alles mit sich fortreißende, historisches Urteil trübende Leidenschaft des andern. Es gehörte Mut dazu, gleich in der ersten Stunde, als der neue Lehrer vor seinen erwartungsvollen Zuhörerkreis trat, zu sagen, daß er anders geartet sei und anderes wolle als seine Vorgänger auf diesem „traditionenreichen" Lehrstuhl. Dieser Vergangenheit gegenüber hat er seine Eigenart bewahrt, daß er die Geschichte so lehrte, wie er sie schrieb. „Man wird überall — so schreibt sein ältester Schüler Gothein über den Vortrag des Lehrers — von dem beruhigenden Gefühl geleitet: «so war es», während man bei Treitschke inmitten der Begeisterung, zu der er unwiderstehlich fortriß, sich sagte: «so hat er es ganz empfunden»." Man kann nicht treffender das innerste Wesen der beiden akademischen Lehrer und Freunde kennzeichnen. Erdmannsdörffers Wirksamkeit als Lehrer der Geschichte ging tiefer, als der flüchtige Genuß seiner vielfach auch in den Dienst der sogenannten allgemeinen Bildung gestellten Vorträge es vermochte. Nun ward auch die neuere Geschichte ein Fach, das man studierte, unter der Weisung des Lehrers, im persönlichen Umgange mit ihm. Diese Übungen wurden dann später unter dem Namen „Historisches Seminar" in dem Lektionskatalog angekündigt. Doch jene methodische Zucht, die einem jeden denselben geistigen Stempel aufdrückt, fand hier keinen Platz. Man braucht nur die historischen Dissertationen der letzten 20 Jahre durchzugehen, um die vielseitige befruchtende An-

regung zu ermessen, die aus diesem geistigen Verkehr von Lehrer und Schülern hervorgegangen ist. Erdmannsdörffer hatte gar nichts Schulmeisterliches an sich. Historischen Sinn zu wecken, vielseitige Bildung zu pflegen, vor allem den Gesichtskreis weit zu halten, auch bei zeitlich oder räumlich eng begrenztem Stoffe, und sonst die Wege geistiger Arbeit zu ebnen, das war seine sich selbst gestellte Aufgabe. Im persönlichen Umgang, von dem Inhalt seiner unendlich tiefen Natur ergriffen, nahmen begabte jugendliche Köpfe vielfach schon jetzt die Ideen und Gedanken späterer Lebensarbeit in sich auf. Selbständige geistige Freiheit war überhaupt die Voraussetzung einer erfolgreichen Teilnahme an diesem Verkehr. Wie seine historischen Gestalten, so behandelte Erdmannsdörffer auch seine Schüler, ganz individuell, jeden nach seiner Eigenart. Wes Ehrgeiz und Erwartung nicht weiter ging, als bequem, auch rasch, am Gängelbande geführt, das Ziel eines akademischen Titels zu erreichen, mehr des Lehrers Wissen, als sein eigenes kleines geistiges Kapital in ein paar Druckbogen umzusetzen, der war enttäuscht. Er sah in Erdmannsdörffer einen unmethodischen Lehrer, d. h. er verstand ihn nicht. In diesem geistigen Verkehr mit seinen Schülern, der fast bei allen auch zu einem dauernden herzlichen Verhältnis für das weitere Leben auswuchs, stand Erdmannsdörffer als eine neue Erscheinung da, von einer nachhaltigen Wirksamkeit, wie dieselbe keiner seiner Vorgänger erreicht hat. Neben seinem Lehramt, in welchem er weite Gebiete historischen Lebens umfaßte, nahmen auch literarische Arbeiten ihren Fortgang, an Umfang kleiner als seine Deutsche Geschichte, inhaltlich diesem Werke ebenbürtig, künstlerisch schön, in ihrer geistigen Eigenart unverkennbar auf den Ideenkreis „der Novelle in Hellas" zurückgehend. Immer wieder will er die Analogie der geistigen Erscheinungen in ihrem Zusammenhange ergründen, Rätsel des Seelenlebens lösen. Komplizierte Naturen reizten ihn, Menschen, in denen Licht und Schatten durcheinander ging, die Gegensätze sich durchkreuzten: das Gute und das Schlechte, das Edle und das Verworfene, verschiedenartiges politische Denken, alle Regungen des innern Lebens! So schwebte ihm lange die Gestalt Mirabeaus vor, in dessen Innern „leidenschaftliches Pathos und kluge Berechnung nebeneinander lagen"; dessen „Talent man das Größte, dessen Charakter man das Schlechteste zutraute", aus dessen Seele „alle Phasen des politischen Denkens vom Royalismus bis zum demokratischen Radikalismus herauszulesen sind". Und doch schuf uns Erdmannsdörffer, alle äußeren und inneren Bedingungen in dem Leben dieses merkwürdigen Mannes er-

forschend und ergründend, aus aller Kompliziertheit eine Einheit, aus Widersprüchen ein System, ein in sich abgeschlossenes, uns historisch und psychologisch verständliches Charakterbild. Noch kurz vor seinem Ende erschien in der Allgemeinen deutschen Biographie Erdmannsdörffers Artikel über Beust, seinem Umfang nach eine Monographie, die als biographisches Kunstwerk verdient, einmal ohne zahlreiche Begleitung in der literarischen Welt aufzutreten. Auch diese Arbeit ist wieder ein Muster objektiver Betrachtung, die vor allem die mittelstaatliche Politik des viel geschmähten Staatsmannes in gerechter Würdigung uns verständlich macht, auch in Anerkennung und Bewunderung nicht zurückhaltend. In vielen Stücken eine Ehrenrettung, die vor allem der Auffassung unehrlichen Spieles in der deutschen Politik beweiskräftig und bestimmt entgegentritt, vorsichtig, wo die Quellen ein abschließendes Urteil nicht gestatten. Selbst das vielbesprochene Bündnis mit Napoleon während des großen Krieges ist, trotz der Enthüllung Grammonts, für Erdmannsdörffer eine vorerst nicht bewiesene Hypothese. Auch um die Geschichte seiner neuen badischen Heimat hat Erdmannsdörffer große Verdienste. Als Mitglied und mehrjähriger Vorstand der Badischen Historischen Kommission hat er an allen ihren Arbeiten den regsten Anteil genommen, viele veranlaßt und gefördert. Die nun in fünf Bänden vorliegende „Politische Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden 1783—1806", in ihrer Bedeutung weit über die Grenzen des kleinen Landes hinausgehend, verdankt ihm Plan und Anlage, die beiden ersten Bände hat er selbst bearbeitet nach den bewährten Grundsätzen, die auch seinen Akten zur Geschichte des Großen Kurfürsten zugrunde liegen. Ein Ergebnis dieser Quellensammlung war die 1884 gehaltene Prorektoratsrede „Aus den Zeiten des deutschen Fürstenbundes", eine vielleicht nicht zufällige Jubiläumsgabe zur Erinnerung an jene Vorgänge des Jahres 1785, an denen Karl Friedrich und sein Minister Edelsheim in einer die reale Macht ihres Staates weit überragenden Weise teilgenommen haben. Auch das Neujahrsblatt der Badischen Historischen Kommission, welches unter dem Titel: „Das badische Oberland im Jahre 1785" einen Reisebericht des Grafen Galler bekannt macht, ist aus diesen landesgeschichtlichen Arbeiten hervorgegangen. Kleinere Beiträge, wie seine feinentwickelte, an den Aufenthalt Goethes in Heidelberg anknüpfende, in den Heidelberger Jahrbüchern veröffentlichte Studie über seinen ihm so vertrauten Lieblingsdichter bezeugen das liebevolle Interesse für den Boden seiner zweiten Heimat. Nicht vornehm abgeschlossen von dem Getriebe der Menschen,

wie Schlosser, wandelte er hier seinen Weg, lebensfroh nahm er am Leben teil, in weiten Kreisen auch der bürgerlichen Gesellschaft durch sein freundliches, liebenswürdiges Wesen allseits geachtet und geliebt. Blieb er auch dem politischen Parteileben ferne, er stellte doch gerne den Mut der Überzeugung und die hinreißende Macht seiner Sprache in den Dienst der öffentlichen Meinung. An hohen nationalen Fest- und Ehrentagen war er der gesuchte, gefeierte Redner, der gleich Treitschke begeistern, auch verurteilen und zürnen konnte, wenn es galt der Zeiten Stimmung für Tausende zum beredten Ausdruck zu bringen. Nicht flüchtig war der Eindruck solcher Reden, noch heute wirken sie nach, wie denn Erdmannsdörffers vornehmes, durch geistige Arbeit und vielseitige Bildung geadeltes, von dem Sonnenstrahl schlichter und menschenfreundlicher Züge durchdrungenes Lebensbild keine flüchtige Erscheinung war. Als am 7. März 1901 ihn ahnungslos der Tod überraschte, da ward doch in allen das Gefühl lebendig, daß ein ganz eigenartiger bedeutsamer Mann von uns ging und ein Stück Heidelberger Geistesleben mit sich nahm. Es kommt die Zeit, da sein Andenken nicht mehr so unmittelbar lebendig sein kann wie heute. Die Früchte seines Geistes aber werden — solange geschichtliches Leben überhaupt noch Bedeutung hat — auch die Zeiten im Wechsel ihrer Anschauungen und ihrer an Wissenschaft und Bildung gestellten Forderungen überdauern. Mit Ehren, ebenbürtig, steht Erdmannsdörffer in der Reihe jener Männer, die im 19. Jahrhundert die vornehmsten Träger unseres geistigen Lebens an der Heidelberger Hochschule gewesen sind. — Gedächtnisreden und Nachrufe von: G. v. Below (Hist. Vierteljahrschr. 1901), R. Graf Du Moulin-Eckart (Neue Heidelberger Jahrbücher XI), Erdmannsdörffers Tagebuch, E. Gothein (Preußische Jahrbücher 104, 1), Th. Lorentzen (Burschenschaftl. Blätter 1901), K. Obser (Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 1901), Dietrich Schäfer (Histor. Zeitschrift 1901), Persönliche Erinnerungen.

J. Wille.

August Otmar von Essenwein,

am 2. November 1831 zu Karlsruhe geboren, widmete sich, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolviert hatte, an der Polytechnischen Schule dem Studium der Architektur. Durch seine Lehrer Hübsch und Eisenlohr wurde er in die Kenntnis besonders der mittelalterlichen Kunst eingeführt, als deren gründlichster Kenner in Deutsch-

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Soeben erschienen:

Bilderatlas
zur Badisch-Pfälzischen Geschichte.

Mit Unterstützung des Großh. Badisch. Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts und des Großh. Badisch. Oberschulrates

herausgegeben von

Prof. Dr. Karl Wild.

Leinenband in Folio mit 329 Bildern auf 80 Tafeln M. 4.—.

Tagebuch Joseph Steinmüllers über seine Teilnahme am russischen Feldzuge

herausgegeben von

Karl Wild.

Mit 4 Abbildungen und einer Karte.

8°. geheftet M. 1.20.

Der badische Feldwebel Steinmüller hat über den russischen Feldzug Aufzeichnungen gemacht, welche von Professor Wild wieder aufgefunden wurden. Die Schilderungen besonders des Rückzuges über die Beresina, später durch Polen nach Preußen, sind höchst interessante Berichte und geben in ihrer schlichten Erzählung dem Leser ein ergreifendes Bild jener Schreckenstage.

Samuel Friedrich Sauter.

Ausgewählte Gedichte.

Eingeleitet und herausgegeben

von

Eugen Kilian.

Mit 2 Bildern. (Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission. Neue Folge 5.) gr. 8°. geheftet M. 1.20.

„. . . Wer dieses kuriose Buch in die Hand nimmt, dem werden Stunden und Tage reinster Heiterkeit beschieden sein, zumal wenn er etwas süddeutschen Humor mitbringt, der auch vor kleinen Derbheiten nicht erschrickt. Obwohl ich beim Lesen dieses Büchleins unter etwas betrübten Umständen in einer chirurgischen Klinik lag, mußte ich doch beim Lesen dieser „Gedichte" oftmals so gewaltsam, anhaltend und laut lachen, daß ich fürchtete, meine nichtsahnenden Zimmernachbarn könnten glauben, ich gehörte in eine andere Klinik als die chirurgische. Die komische Wirkung einer großen Anzahl der Poesien Sauters ist nämlich deshalb so stark, ja unwiderstehlich, weil sie dem Dichter alles eher als beabsichtigt war. Sauter behandelt oft die ernstesten Dinge von der Welt und will auch einen durchaus ernsten Eindruck machen. Aber bei der Ausführung vergreift er sich naiverweise in den Mitteln so sehr, daß der Gegensatz des Gewollten und des Erreichten uns die Lachtränen in die Augen treibt. . . . (Tägliche Rundschau.)

„Wer harmlose, gemüt- und humorvolle Dichtungen aus beschränktem Kreise naiv genießen kann, der wird an den Gesängen des Schulmeisters Sauter seine Freude haben und dem Herausgeber aufrichtig dafür danken, daß er diesem »in der Litteraturgeschichte seines engeren Heimatlandes ein bescheidenes Ehrenplätzchen gemacht hat«." (Mannheimer Geschichtsblätter.)

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg

Großherzog Friedrich von Baden
als Landesherr und deutscher Fürst

von Dr. Alfred Dove,

Professor der neueren Geschichte an der Universität in Freiburg i. B.

196 Seiten Text, mit einem Bildnis des Großherzogs in Lichtdruck. gr. 8°. geheftet in Umschlag mit Zeichnung von E. R. Weiß 1 M. 20 Pf., gebunden 2 M. 20 Pf.

Unter den vielen Schriften, welche aus Anlaß des 50jährigen Regierungsjubiläums Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs bereits erschienen sind und noch erscheinen werden, wird ohne Zweifel die erste Stelle Alfred Doves „Großherzog Friedrich" einnehmen. Die Mitte haltend zwischen Biographie und Landesgeschichte, beruht dies ebenso fleißige und sorgsame als auch formvollendete und geistvolle Werk des Freiburger Professors der neueren Geschichte, neben der verständigen und objektiven Benützung der einschlägigen Literatur, auf der dem Verfasser von dem Landesherrn gnädigst verstatteten Einsichtnahme der Akten und der Korrespondenzen des Großherzoglichen Familienarchivs, sowie des Großherzoglichen Haus- und Staatsarchivs. Auf Grund dieser hohen Ermächtigung war es dem Verfasser möglich, in einer Reihe wichtiger, die Landes- wie die Reichsgeschichte betreffender Fragen Neues mitzuteilen, zuweilen bestehende Auffassungen und Meinungen richtig zu stellen, in manchen Fällen über die persönliche Stellung Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs zu solchen Fragen aufzuklären, teilweise zum erstenmal authentische Mitteilungen zu machen. . . .

(Karlsruher Zeitung.)

Wilhelm I.
Rede gehalten von Erich Marcks.

Zweite Auflage. 3.—4. Tausend. 8°. geheftet 60 Pf.

Der Biograph Wilhelms I. — den Titel darf heute E. Marcks mit Fug für sich in Anspruch nehmen — konnte seine neue Wirksamkeit in Heidelberg nicht schöner eröffnen, als mit dieser meisterhaften Rede. Im engen Rahmen der Festrede wird dem Hörer und Leser das Bild unseres alten Kaisers und seiner Zeit vorgezaubert, das wir ja aus der Marcksischen Biographie schon kennen, uns aber doch von ihm immer wieder gern verzeichnen lassen. Auch diesem schlichten und scharfen Charakterbild wünschen wir weite Verbreitung. (Akademische Blätter.)

Finanzpolitik und Staatshaushalt
im Großherzogtum Baden

in den Jahren 1850—1900. — Zugleich ein Beitrag zur deutschen Finanzpolitik

von Dr. Adolf Buchenberger,

Großh. Badischer Finanzminister.

Lex.-8°. In fein Leinwandband geb. 7 M.

. . . Der wissenschaftliche Wert der Schrift liegt in der lichtvollen und schlichten Darstellung des Entwicklungsganges der badischen Finanzen, welche zu einem „Kulturbild" aller Fortschritte des Landes während des letzten Jahrhunderts wird. — Buchenbergers Finanzpolitik erhebt sich jedoch in der Darstellung ihres Gegenstandes über den badischen Horizont überhaupt. Namentlich durch die Ausführungen über das Reichsfinanzwesen und die Reichsfinanzreform; was Buchenberger auf wenigen Seiten über die Matrikularbeiträge, die Ueberweisungen, die Reichsschuldentilgungsgesetze, den Betriebsfonds des Reiches darlegt und kritisch analysiert, ist durch Klarheit, Einfachheit, Sachlichkeit und Kürze eine musterhafte, zur Aufklärung in weiteren Kreisen vorzüglich geeignete Leistung. Höchst beachtenswert aus dem Munde eines Staatsmannes, welcher in der Vereinigung von gesundem Menschenverstand mit gründlichster staatswissenschaftlicher Bildung und umfassendster Verwaltungserfahrung von keinem zweiten Deutschen übertroffen und nur von wenigen Berufsgenossen erreicht sein dürfte, ist weiter die Stellungnahme gegen die neueste staatssozialistisch und sonstwie genannte „Vielgeschäftigkeit" des Staates u. s. w. — Die Buchenbergersche Steuerreform für Baden, welche an Tiefe wahrhaft wissenschaftlicher Konzeption und in genialer Anpassung an die Steuergeschichte und an die besonderen Verhältnisse des gegebenen Staates der Steuerkunst v. Miquels m. E. sich rühmlich an die Seite stellen darf, kommt hier bis in ihre neueste Phase hinein durch ihren Urheber selbst zu vorzüglicher Darstellung.

(Schäffle, in der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft.)

C. F. Winter'sche Buchdruckerei.